

1,80 DM / Band 510
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Leichenzug

Frankreich F 6,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Leichenzug

John Sinclair Nr. 510

von Jason Dark

erschienen am 12.04.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Leichenzug

In den Südkarpaten war bereits Schnee gefallen und hatte die Spitzen der mächtigen Berge mit einer dicken weißen Schicht überzogen.

Uns fuhr der steife Wind aus den Ostkarpaten in die Gesichter, obwohl wir in relativ guter Deckung des Bahndamms lagen.

»Er kommt gleich, John, ich weiß es. Hier muß er langsamer werden, weil die lange Steigung beginnt.« Die Worte hatte ein guter alter Freund von mir gesprochen.

Es war Frantisek Marek, auch der Pfähler genannt. Ein Mann, der die Vampire haßte wie die Pest, den man als van Helsing von Transsylvanien bezeichnen konnte. Jemand, der die Blutsauger jagte und sie in ihren zahlreichen Verstecken auftrieb…

Jeder Spur ging er nach. Er kannte die Tricks, war raffiniert genug, um den Fallen der Vampire zu entwischen und hatte – dank seiner Waffe – schon mächtig unter diesen Wesen aufräumen können.

Marek und ich hatten uns lange Zeit nicht gesehen. Sein Haar war noch grauer geworden, das Gesicht hagerer, die Haut war vom Leben gezeichnet, so daß die Falten auf ihr wie eine Landkarte wirkten. Auch eine gewisse Härte lag permanent auf den Zügen, doch die Augen zeigten nicht die Müdigkeit des Alters. Nach wie vor blickten sie scharf und unternehmungsvoll. In diesem Blick las der Betrachter, daß Frantisek Marek innerlich jung geblieben war.

Zum Schutz gegen die herbstliche Kühle trugen wir dicke Jacken und auch die entsprechenden Hosen. Der Boden war feucht, das Gras glänzte vor Nässe.

Die Gegend war waldreich, auch sehr einsam. Nur wenige Orte lagen verstreut in der Landschaft. Petrila, Mareks Heimatort, lag einige Kilometer entfernt. Ich war mit einem Leihwagen gekommen, um den alten Freund zu treffen.

Wie schon so oft ging es um Vampire, das jedenfalls hatte Marek in seinem Telegramm an mich berichtet. Details hatte ich später erfahren. Ich wußte nicht, daß es sich nicht allein um die Blutsauger drehte, auch um einen Zug, der von Marek Leichenzug getauft worden war.

Auf ihn warteten wir!

»War er schon pünktlich?« fragte ich den neben mir liegenden Freund.

»Eigentlich ja.« Marek verzog die schmalen Lippen zu einem knappen Lächeln. »Aber du kannst die Pünktlichkeit in unserem Land nicht mit der in deinem vergleichen.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wir müssen warten, bis es dunkel ist.«

»Richtig finster?«

»Manchmal.«

Das war mir alles zu vage. Ich drehte mich um und stand auf. Auf dem schrägen Bahndamm hatte ich etwas Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Ich hielt mein Gesicht gegen den Wind. Er brachte einen typischen Herbstgeruch mit.

Den von allmählich verfaulendem Laub, den Geruch von Tod und Verwesung. Die Natur starb, sie legte sich hin zur langen Winterstarre, um erst im Frühjahr wieder zu erwachen. Geschneit hatte es hier noch nicht, doch im November, ungefähr eine Woche später, würden die ersten Flocken schon fallen.

»Wo willst du hin, John?«

Ich stellte den Kragen der Jacke hoch und deutete auf den Damm.

»Da schaue ich mal nach.«

»Der Zug wird schon kommen.«

»Das weiß ich. Trotzdem.« Ich stiefelte schräg die Hälfte des Dammes hoch, erreichte seine Oberseite und kam mir vor wie ein Telegrafenmast in der Einsamkeit einer traurigen Landschaft.

Der Blick nach vorn war frei. Hinter mir lief der Schienenstrang in eine Kurve.

Mein Blick fiel auf das Gleis. Über den Damm lief nur ein Paar.

Das Metall zeigte an den Seiten einen dicken Roststreifen, nur auf der Oberfläche schimmerte ein matter Glanz. Ein Beweis dafür, daß hin und wieder ein Zug vorbeifuhr.

Von Marek hatte ich erfahren, daß diese Strecke längst stillgelegt worden war. Der Zug, auf den wir warteten, durfte oder konnte normalerweise nicht verkehren.

Wie das allerdings genau zusammenhing, hatte mir Marek auch nicht erklärt. Ich sollte mich halt überraschen lassen.

Es war noch nicht völlig dunkel geworden. Die Dämmerung kroch von den Bergen herab. Sie kam mit ihren langen Schatten und schien aus den grauen Wolken zu fließen.

Auch den Bahndamm und den Gleiskörper ließ sie nicht aus. Das Metall verschwamm im hochwachsenden Gras, das der Wind regelrecht kämmte.

»Kannst du etwas sehen, John?«

»Nein, noch nicht.«

»Ich sage ja, es dauert noch etwas.«

Marek bekam von mir keine Antwort, weil ich mich bückte und mein Ohr auf die Schiene legte. Auf diese Art und Weise war zu erfahren, ob sich ein Zug näherte.

Manchmal »singen« die Schienen.

Das war auch hier der Fall. Ich vernahm irgendwelche Geräusche.

Nur konnte ich nicht herausfinden, ob sie von einem heranfahrenden Zug stammten oder nicht.

In dieser Haltung blieb ich einige Zeit, gewöhnte mich auch an das »Singen« und mußte zugeben, daß es von einem anderen Klang überdeckt wurde. Einem akustischen Vibrieren.

Sicherheitshalber wartete ich ab, bis ich mich wieder erhob und Marek neben mir stehen sah.

»Hast du was gehört?«

»Ja, er muß unterwegs sein.«

Der Pfähler lächelte. »Das ist gut, John. Ich habe es dir ja gesagt. Er wird kommen.«

»Zum Glück.«

Marek zerrte mich am Arm. »Komm wieder in Deckung! Es ist besser. Wir müssen aufspringen.«

»Wir?« Ich schaute ihn erstaunt an.

»Klar. Oder glaubst du, daß ich dir die Reise allein zumute?«
»Das weiß ich nicht. Ich dachte nur daran, daß du ja auch nicht mehr der Jüngste bist.«
»Für so etwas reicht meine Kraft.«
Ich schaute in die Ferne. »Die Strecke ist nicht elektrifiziert. Eigentlich müßte doch Rauch zu sehen sein.«
»Ist aber nicht.«
»Weshalb nicht?«
Der Pfähler lächelte wissend. Er stand da und hatte eine Hand in die Seite gestützt. »Das kann ich dir sagen, John. Dieser Zug ist nicht normal. Eine Lok und ein Wagen!«
»Mit merkwürdiger Fracht.«
»Ja, mit den Särgen«, präzisierte er.
Um die Särge ging es uns. Auch Marek hatte nicht herausgefunden, ob sie leer oder belegt waren. Er ging jedoch davon aus, daß sie irgend etwas mit Vampiren zu tun haben mußten. Das nicht allein vom Gefühl her, Marek hatte auch eine gewaltige Fledermaus in der klaren Herbstluft fliegen sehen.
Das war für ihn das Zeichen und gleichzeitig der Beweis für die Existenz eines Vampirs gewesen.
»Komm wieder weg, John.«
»Du bist ja so besorgt.«
»Nicht ohne Grund.«
Ich folgte ihm auf den Rand der Böschung, wo wir abermals die Warteposition einnahmen.
Nur hatte ich mich diesmal so hingestellt, daß ich über die Kante des Damms hinwegschauen konnte. Ich blickte in die Richtung, aus der der Zug kommen mußte.
Die Landschaft zerfloß unter den Schwingen der grauen Dämmerung. Nichts war mehr klar, ich konnte kaum Konturen ausmachen.
Alles war irgendwie anders geworden. Der Boden, der Himmel und die Landschaft dazwischen waren zu einer Soße geworden. Hinzu kamen die Schatten, die von den Bergen hinab in die Ebene flossen.
Eine gewisse Nervosität konnte ich nicht unterdrücken. Sie steigerte sich auch noch, als ich ein bekanntes Geräusch vernahm.
Das Rollen der Räder auf dem Schienenstrang.
Der Wind trug es heran. Ich schaute zu Marek hin, der es ebenfalls vernommen hatte und mir zunickte. »Gleich geht es los, John! Es dauert nicht lange, dann kannst du ihn sehen.«
Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich auf den Schienen ein regelrechtes Ungetüm, eine Lokomotive ausmachte. Aus dem Grau schälte sie sich ratternd hervor, wahrscheinlich gelenkt von der Schwarzen Magie, wenn es stimmte, was sich Marek ausgerechnet hatte.

Der Pfähler warnte mich noch. »Du weißt, John, daß es nicht einfach ist.«
»Sicher.«
»Willst du auf die Lok aufspringen? Ich würde davon abraten. Nimm lieber den Wagen.«
»Und du die Lok?«
»Nein, ich nehme auch den Wagen.«
»Marek mach keinen Unsinn! Ich warne dich!«
»Schon gut, John. Ich habe vieles überstanden. Jetzt werde ich den Rest auch noch schaffen.«
Er hatte einen Dickkopf, gegen den ich nicht anstinken konnte.
Was sollte es? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich würde Marek nicht von seinem Tun abhalten können.
Um eine günstige Sprungposition zu erwischen, mußte ich näher an den Gleiskörper heran. Nur nicht zu dicht, sonst fegte mich die Lok unter Umständen zur Seite.
Und wie sie kam.
Sie gehörte nicht zu den größten Maschinen, dennoch erinnerte sie mich an ein Ungetüm. Der Wind wehte mir die gewaltige Geräuschkulisse entgegen, sie hüllte mich ein. Das Gleis zitterte, die Zugmaschine hatte Mühe, die Anhöhe zu erklimmen, nur fehlte das Schnaufen, das Zischen des Dampfes. Diese kleine Dampflok trieb eine andere Kraft an.
Ich machte mich sprungbereit und stemmte meine Füße so gut es ging in den weichen Boden. Schon beim ersten Sprung mußte es klappen. Rutschte ich ab und geriet ins Taumeln, lief ich in Gefahr, unter die Räder zu geraten.
Stuntmen machen so etwas im Schlaf, ich würde meine liebe Mühe damit haben.
Ein Wagen nur war an die Zugmaschine gekoppelt worden.
Eigentlich ein normales Gefährt, wenn nicht die klobigen Gegenstände vorhanden gewesen wären, die rechts und links wie breite Arme aus den Fenstern schauten.
Särge!
Dunkel und unheimlich ansehend, ragten die schwarzen Totenkisten aus den Fenstern. Bei jeder kleinen Unebenheit des Schienenstranges machten sie die Schwingungen mit.
Der Minizug war tatsächlich langsamer geworden. Die Steigung forderte ihren Tribut.
Bevor ich mich auf den Sprung konzentrierte, schaute ich mich noch einmal um.
Marek stand schräg hinter mir. Auch er war sprungbereit. Sein Gesicht zeigte eine starke Konzentration. Ihm würde es wesentlich schwerer fallen als mir.

Er hatte vor, sich an einem der Särge festzuklammern. Ich wiederum wollte nach dem Griff schnappen, mich daran festhalten und mich so in die Höhe schwingen.

Ich beobachtete die Lok sehr scharf. Sie kam näher und näher. Unwillkürlich drückte ich mich etwas zurück, denn der Wind erreichte mich und wühlte meine Haare auf.

Ein dunkler Schatten glitt vorbei.

Dann die kurze Lücke, danach der Wagen, die Tür und…

Ich sprang.

Hervorragend kam ich weg, ohne mit dem Standbein wegzurutschen. Ich war gestartet, kurz bevor mich die Wagentür passiert hatte, schlug meine linke Hand um die Haltestange zog die Beine nach und stand auf der Trittfläche.

Geschafft!

Und Marek? Ich dachte sofort an ihn, schaute nach links an der Wagenseite entlang.

Auch dem Pfähler war es gelungen, durch einen Sprung den Sarg zu fassen zu bekommen, den er sich ausgesucht hatte. Nur klebte ihm das Pech an den Händen.

Zwar hatte er den Sarg noch umklammern können, aber der rutschte über die obere Kante des Fensters hinweg – und kippte.

Marek fiel mit!

Er hielt sich noch fest. Ich schrie ihm etwas zu, dann knallten Marek und der Sarg auf die Böschung, wo sie sich überschlugen. Ich wollte abspringen, um Marek zu Hilfe zu eilen, als etwas passierte, womit ich nie im Leben gerechnet hätte.

Dicht vor mir schwang die Tür auf. Irgendeine Kraft riß sie nach innen.

Wer es gewesen war, erkannte ich nicht, jedenfalls stolperte ich in den Wagen und hörte noch, wie die Tür hinter mir mit einem dumpfen Geräusch wieder zuknallte…

***

Frantisek Marek hatte das Gefühl, sein Herzschlag wäre nicht mehr vorhanden.

Der Hoffnungsfunke war in ihm hochgeflammt, als er den Sarg zu fassen bekommen hatte. Dann war der Sarg gerutscht, gekippt und auch gefallen.

Marek mit.

Er wußte selbst, wie schwer Totenkisten doch sein konnten. Die erschlagen einen Menschen, wenn sie auf ihn krachten. Diese Gefahr war auch bei Marek vorhanden, deshalb ließ er den Sarg im letzten Augenblick los, bevor er auf den Boden prallte.

Er hatte Glück im Unglück. Durch den eigenen Schwung kippte und

rutschte die Totenkiste über ihn hinweg und schlug hinter Marek auf, wo die Schräge der Böschung allmählich verlief und sich an das normale Gelände anglich.

Durch den eigenen Schwung überschlug Marek sich noch selbst einige Male. Auf Asphalt oder Steinen hätte er sich möglicherweise etwas gebrochen oder verstaucht. Nicht so auf diesem Untergrund.

Das hohe Unkraut dämpfte den Aufprall stark, obwohl der Pfähler den harten Schlag am Hinterkopf mitbekam, sich noch weiter drehte und schließlich nach einigen Überschlägen zur Ruhe kam.

Wie ausgewalzt lag er im Gras. Benommen, keuchend und das Hämmern unter der Schädelplatte spürend. Die Welt, die ihn umgab, nahm er nicht mehr richtig wahr. Sie verschwamm in einem dunklen Grün. Alles war plötzlich anders geworden.

Lange, feuchte Grashalme lagen wie dünne, nasse Finger auf seiner Haut.

Ein Geräusch jedoch hörte er auch weiterhin. Das harte Rattern der Räder auf den Schienen. Nur blieben diese Laute nicht gleich, sie wurden leiser, weil sich der Zug entfernte. Schließlich verstummten sie, wobei Marek noch immer im Gras lag, sich auf den Rücken gewälzt hatte und tief Luft holte.

Allmählich klärten sich seine Gedanken. Er mußte John Sinclair im nachhinein recht geben, der ihm von der Aktion abgeraten hatte.

Für manche Dinge war er mittlerweile wirklich zu alt.

Seine Lippen begannen zu zucken, als er darüber nachdachte und in den grauen Himmel starrte. Die Dämmerung hatte an Dichte zugenommen. Von der Sonne war längst nichts mehr zu sehen. Sie lag ebenso hinter dem grauen Tuch verborgen wie der Mond.

Vollmond war es.

Vampirwetter…

Marek dachte wieder an seine besonderen Freunde, deretwegen er die Aktion auf sich genommen hatte. Der Gedanke daran gab ihm die Kraft, die nötig war, um wieder auf die Beine zu kommen. Zunächst rollte er sich herum, kroch auf allen vieren noch ein Stück weiter und stemmte sich schließlich hoch.

Es glich schon einem Kampf, bis es ihm gelang, auf die Beine zu kommen. Schwankend blieb er stehen, wobei er seinen Körper nach blauen Flecken abtastete.

Es gab einige Stellen, die schmerzten, wenn er darauf drückte. In den Knien spürte er das Zittern. Sie schienen mit einer weichen Masse gefüllt zu sein.

In seinem Gesicht klebte nicht nur die Feuchtigkeit. Auch Grashalme hatten auf der Haut ihren Platz gefunden. Zwei von ihnen liefen quer über sein linkes Auge und beeinträchtigten die Sehkraft.

Marek wischte sie weg und auch die Strähnen seines grauen Haars

aus der Stirn.
Er schaute nach vorn.
Nicht nur er war aus dem Fenster die Böschung hinuntergerutscht, der schwarze Sarg ebenfalls. Er mußte hochkant aufgeprallt sein, denn er hatte sich überschlagen und war gekippt. Durch diesen Aufprall hatte sich der Deckel gelöst.
Die Totenkiste stand offen!
Allerdings nicht so, als daß Marek hätte hineinschauen können.
Noch klemmte der Deckel an einer bestimmten Stelle fest, allerdings stand er dabei schräg.
Bisher hatte Marek den Zug nur beobachtet und nie selbst einen Sarg herausgerissen. Deshalb wußte er auch nicht, ob jemand in den Totenkisten lag oder nicht.
Wie ein grauer, länglicher Stein lag die Totenkiste am Boden und verschwamm mit dem dunklen Untergrund. Aus dem Innern strömte kein Geräusch. Kein Stöhnen oder Ächzen, kein Jaulen oder Fauchen, wie Marek es von Vampiren her kannte.
Dennoch war er vorsichtig und zog seine Waffe!
»Es war *die* Waffe, die Marek dem Pfähler den Namen gegeben hatte.«
Ein alter Eichenpflock, aber ausgezeichnet gepflegt. Schon zahlreiche Blutsauger hatten unter seinen Stößen ihr untotes Dasein ausgehaucht. Der Pfahl hatte eine Vergangenheit. Er war jeweils an den ältesten Sohn aus der Familien-Dynastie vererbt worden und besaß ungefähr die Länge eines Unterarms, dabei die Dicke eines normalen Gelenks.
Die Außenseite sah aus wie poliert. Es lag an Mareks Pflege, denn diese Waffe hütete er wie seinen Augapfel.
Sein Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an, als er den Pfahl in der Rechten hielt. Der Blick wurde starr. Er bekam den harten Glanz eines Menschen, der sich auf seine Arbeit hatte vorbereiten können und genau wußte, wo es langging.
Er gab Marek auch Kraft. Von einer Erschöpfung war ihm nichts mehr anzusehen, als er sich mit vorsichtigen Schritten der gekippten Totenkiste näherte.
Der aufgebrochene Deckel zeigte an der Seite und auf der Oberfläche einen langen Riß. Die Wucht des Aufpralls hatte das Holz an dieser Stelle reißen lassen.
Marek behielt den Pfahl in der Rechten, als er sich bückte, mit der freien Hand den Deckelrand umfaßte und ihn mit einer kraftvollen Bewegung in die Höhe zerrte.
Knirschende und knackende Geräusche begleiteten ihn, als noch mehr Holz splitterte, der Deckel jedoch an zwei Schlössern hängenblieb. Die Sicht war frei.
Stoßbereit hielt Marek den Pfahl. Dessen Spitze deutet in den offenen

Sarg. Er war darauf gefaßt, den Eichenpflock in die Brust eines Blutsaugers zu rammen.

Dazu kam es nicht.

Marek entspannte sich wieder, als er sah, daß niemand in der Totenkiste lag.

Sie war leer!

Die Hand des Mannes sank nach unten. Den Pfahl steckte Marek noch nicht weg. Er wunderte sich nur darüber, wie es möglich war, daß ein Zug leere Särge spazierenfuhr!

Hinter den Fahrten mußte trotz allem etwas dahinterstecken. Zum Spaß rollte niemand mit Särgen durch die einsame Gegend. Dafür gab es einen Grund.

Es war einfach zu dunkel, um Einzelheiten ausmachen zu können.

Marek spazierte um die Totenkiste herum.

Er schaute auch von einer anderen Seite her hinein, suchte nach irgendwelchen Spuren, die möglicherweise in der Totenkiste steckten, bückte sich dann und rührte mit der Spitze des Eichenpflocks über den Grund.

Etwas geriet in Bewegung und stäubte sogar hoch.

Staub…

Marek zuckte zurück. Der Staub quoll als kleine Wolke durch die Lücke. Ein normaler Mensch hätte nicht weiter darüber nachgedacht, Marek war in diesen Dingen nicht normal.

Der Staub hatte eine bestimmte Bedeutung. Zudem glaubte er fest daran, daß es sich bei ihm um einen besonderen handelte. Wahrscheinlich der Rest eines gepfählten Vampirs.

Wenn es tatsächlich der Fall war, stellte sich natürlich die Frage, woher der Staub gekommen war und wohin er gebracht wurde.

Eine Antwort fand selbst Marek nicht, der seinen Pflock wegsteckte, die Totenkiste packte und hochhievte, bevor er sie so zur Seite kippte, daß der graue Staub hineinrieseln konnte.

Er hinterließ auf dem Grasboden seine Spur. An den Halmen blieb er regelrecht kleben.

Mit einigen harten Schlägen zertrümmerte Marek die dunkle Totenkiste vollends. Sie gehörte zu den billigsten Särgen. Stabilität war nicht ihre Stärke.

Marek fand nichts. Der Staub war geblieben, ansonsten rollte nichts mehr aus der Totenkiste hervor. Nur die Trümmer verteilten sich vor Mareks Füßen.

Voller Zorn trat er einige Male darauf. Er hörte zu, wie das Holz unter den Tritten zerbrach. Der Staub blieb auch nicht liegen. Wind wühlte durch das Gras, erfaßte auch ihn und wirbelte ihn davon.

Die Spannung hatte bei Marek nachgelassen. Allmählich kam er dazu, nachzudenken. Jetzt spürte er auch wieder die Nachwirkungen

des Aufpralls. Wenn er die Gelenke bewegte, tat ihm in den Schultern einiges weh, auch an der Hüfte und am Rücken.

Diesmal kam er sich tatsächlich vor wie ein müder alter Mann, der sich schwerfällig bewegte und auf die leere Böschung schaute, auf der ein Schienenstrang lief.

Ein leerer Strang!

Der Zug war verschwunden und mit ihm auch John Sinclair.

Marek hatte keine Ahnung über das Ziel des Leichenzugs. Er hatte den Schienenstrang auch noch nicht bis zu seinem Ende verfolgt. Irgendwo würde er einfach auslaufen, davon ging er aus.

Was war mit seinem Freund John geschehen? Er mußte in den Zug gelangt sein, doch wie war es ihm ergangen? Hatten auch ihn nur leere Särge erwartet oder auch welche, in denen die schrecklichen Blutsauger lagen?

Marek wußte es nicht. Er fühlte sich auf einmal leer und ausgebrannt. Bestimmt hatte er einen Fehler gemacht. Er hätte noch aufmerksamer sein müssen, noch vorsichtiger. Und er gab sich die Schuld an John Sinclairs Verschwinden.

Mit müden Bewegungen stieg er den schrägen Bahndamm hoch, blieb auf dem Gleis stehen und schaute in die Ferne über den leeren und mattglänzenden Schienenstrang hinweg.

Wie mit Teerfarbe angestrichen, wirkte die Kulisse der Berge. Der Leichenzug war darauf zugefahren.

Befand sich auch dort die Endstation? Irgendwo in den finsteren Karpaten, wo es Täler gab, die noch so menschenleer waren wie vor Hunderten von Jahren und sich als Heimat für Wölfe gehalten hatten?

Wölfe und Vampire!

Die alten Überlieferungen wußten von einer Verbindung zwischen ihnen zu berichten.

Ein sehr gefährliches, makabres Band, das einen Menschen leicht erwürgen konnte, auch wenn dieser John Sinclair hieß…

***

Wind und unsichtbare Hände hatten mich gepackt und nach vorn gestoßen. Ich war in den Wagen hineingestoßen worden, gegen die andere Tür gefallen und hatte nur noch gehört, wie die erste zugefallen war.

Ich drehte mich um.

In den folgenden Sekunden tat ich nichts, mußte zunächst einmal mit meiner neuen Umgebung klarkommen. Ich spürte den scharfen, kalten Fahrtwind, der durch die offenen Fenster wehte und dabei an den gekippt stehenden Särgen vorbeistrich.

Unter mir hämmerten und ratterten die Räder über den alten Schienenstrang. Die Särge zitterten und wackelten. Manchmal

schlugen sie mit den Kanten gegen die Innenrahmen der Fenster.

Hin und wieder sah es auch so aus, als würden sie aus den Fenstern rutschen, seltsamerweise aber hielten sie.

Der Zug rollte weiter.

Ratternd, schneller jetzt, denn der höchste Punkt der Anhöhe war erreicht worden.

Ich blieb an der Tür stehen und schaute nach draußen. Viel konnte ich nicht sehen. Die graue Landschaft wirkte wie ein unheimliches Schattenfeld, das an mir vorbeirauschte. Erinnerungen an einen anderen Zug kamen in mir auf.

Ich dachte an den Zombiezug, der damals die lebenden Toten des Beelzebub gefahren hatte.

Hier wurden Särge transportiert. Ob mit oder ohne Inhalt, darüber wußte ich nichts.

Zunächst einmal dachte ich praktisch und versuchte, die Tür zu öffnen. Sie gehörte zu den Türen, die einen ganz simplen Griff besaßen, der allerdings hakte.

Ich bekam ihn nicht nach unten, weil er sperrte. Bei der Tür, durch die ich gekommen war, erlebte ich das gleiche Phänomen. Also war ich ein Gefangener.

Nur indirekt, denn ich würde, wenn ich einen Sarg aus dem Fenster zog, auch hinausklettern können.

Eine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben bestand nicht. Ich rekapitulierte noch einmal den Vorgang, als Marek gefallen war, und kam zu dem Entschluß, daß sich mein rumänischer Freund nicht so verletzt hatte, als daß er meine Hilfe gebraucht hätte.

Außerdem hatte mich die Neugierde gepackt. Ich wollte wissen, wo die Endstation dieses Horrorzugs lag und wer sich dafür verantwortlich zeigte, daß er überhaupt fuhr.

Wichtig waren die Särge. Ein Fenster lag frei. Das letzte auf der linken Seite.

Die Särge waren so nach innen gekippt worden, daß sie mit ihren Kanten auf den hölzernen Sitzbänken standen. Da der obere Fensterrahmen sie festklemmte, rutschte sie auch nicht weiter.

Ich packte einen Sarg, wunderte mich über dessen Leichtigkeit und zerrte ihn in den Mittelgang. Da stand er gut und praktisch, um ihn öffnen zu können.

Ich schaute mir die Verschlüsse an. Meine Lampe gab genügend Licht, um zu sehen, wie leicht die Dinger zu öffnen waren. Mit zwei Handgriffen hatte ich es geschafft.

Dann zog ich den Deckel hoch und nahm sicherheitshalber die Beretta in die Hand, deren Mündung schräg in den jetzt offenen Sarg zielte – und ins Leere wies.

Es lag kein Vampir darin.

Sollte ich lachen, den Kopf schütteln, fluchen oder trampeln?

Nichts tat ich, leuchtete nur das Sarginnere von rechts nach links aus und fand trotzdem etwas.

Es war der Staub, der mir auffiel. Manchmal glitzerte er sogar, wenn das helle Licht ihn traf, als würden innerhalb der kaum erkennen baren Körnchen winzige Diamantsplitter liegen. Möglicherweise auch Knochensplitter…

Genau untersuchte ich dies nicht. Ich wollte auch nicht die übrigen Särge öffnen. Um zu erkennen, ob jemand darin lag, reichte auch ein Klopfen.

Der Klang verriet mir, daß die übrigen sechs Särge leer waren. Mit acht Särgen war der Zug losgefahren. Einer lag draußen, von Marek herausgerissen, und ich fuhr mit sieben Särgen einer Endstation entgegen, die auch die Hölle sein konnte.

Ich ging zum offenen Fenster, aus dem ich mich lehnte. Der Fahrtwind schlug wie eine Peitsche in mein Gesicht. Er biß in meine Augen, so daß sie zu tränen anfingen.

Das Gelände hatte sich verändert. Meiner Ansicht nach mußten wir uns auf einem höher gelegenen Plateau bewegen. Die Berge – gewaltige Schatten – waren näher gerückt, standen aber noch so weit entfernt, daß zwischen dem Schienenstrang und ihnen viel Platz war. Eine freie Fläche, auf der kein Baum, kein Strauch und auch kein Gras wuchsen. Dafür der blanke Fels, der glänzte, als wäre er mit einer dünnen, lackähnlichen Farbschicht bestrichen worden.

Über mir bildete der Himmel eine dunkle Wand, in der sich sehr schwach das Auge des Vollmonds abzeichnete. Der Erdtrabant lag noch hinter einer dünnen Wolkenschicht versteckt, die wie ein feiner Schleier aus Nebel wirkte.

Natürlich hätte ich aus dem Fenster klettern und abspringen können, das verkniff ich mir jedoch, weil ich herausbekommen wollte, wo der unheimliche Zug hinfuhr und welche Kraft ihn schließlich bis zur Endstation leitete.

Rumänien ist das klassische Land der Vampire. Hier haben die Blutsauger ihre Heimat, in diesem Land hat Graf Dracula regiert und seine grausamen Taten verübt.

Er war kein Vampir im eigentlichen Sinne, aber etwas lauerte trotzdem in den finsteren Tälern der Karpaten, dieser schwarzen Berge, die noch so menschenleer waren.

Auch der Zug mußte ein makabres Geheimnis verstecken. Ich hatte einen Sarg geöffnet und nur Staub gefunden.

War es der Staub eines Vampirs gewesen oder die Reste eines begrabenen Menschen?

Auf diese Fragen konnte ich mir leider keine Antwort geben. Nur mußte es einen Grund für den Transport der Särge geben.

Ich hatte mich wieder zurückgezogen. Der Wind war einfach zu kalt. Meine Augen fingen schon fast an zu tränen.

Durch die verschiedenen Öffnungen fegte der Wind. An einer gewissen Stelle innerhalb des Wagens trafen die Strömungen zusammen. Da heulte und pfiff es um meine Ohren.

Ich schritt durch den Mittelgang. Die Strecke war ziemlich schlecht, denn der Wagen geriet ins Schwanken, so daß ich mich an den Haltestangen festklammern mußte.

Die Särge schabten, bewegten sich und klapperten auch manchmal, ansonsten vernahm ich keine Geräusche.

Wer fuhr die Lok?

Ich hatte keinen Menschen und auch keinen Vampir im Führerstand entdecken können. Sie rollte von allein ihrem Ziel entgegen. Wieder schaute ich aus dem Fenster.

Die Schatten der Berge waren nähergerückt. Bedrohlich sah es aus.

Der Wind trieb mir den herbstlichen Geruch von allmählich faulenden Blättern in die Nase.

Ich schielte in die Höhe.

Der Himmel war kaum noch zu sehen. Nur ein dünner, grauer Ausschnitt. Dafür nahmen mir die schroffen Kanten der Berge die Sicht, die so hoch wuchsen, daß sie – aus meiner Perspektive gesehen – fast mit ihren Graten den Nachthimmel berührten.

An der anderen Seite sah es ebenso aus. Für mich ein Zeichen, daß wir durch eine Schlucht rollten, durch einen Canyon, wie man in den Staaten dazu sagte.

Die Schlucht verengte sich noch weiter. Hier ballte sich die Dunkelheit zusammen, deshalb bekam ich den Eindruck, durch einen Tunnel zu rollen.

Jeder Tunnel, jede Schlucht hat irgendwann ein Ende. Auch diesem hier mußte es so gehen.

Wieder lehnte ich mich aus dem Fenster. Zwischen Innenwand und Zug war die Distanz so schmal geworden, daß sich die Luft zusammenpreßte. Sie peitschte gegen mein Gesicht, wühlte in den Haaren, schleuderte sie hoch. Ich zwinkerte mit den Augen, da der Fahrtwind auch den am Boden klebenden Staub aufwirbelte und mir die graue Schicht ins Gesicht blies, wo sie klebenblieb.

Und weiter rollte der einsame Wagen. Ich hatte mich etwas zurückgelehnt. Die Felswand war mittlerweile so dicht an die Seite herangekommen, daß ich davor Angst bekam, gestreift zu werden.

Das Rattern hatte sich verstärkt. Die Geräusche hüllten den Leichenzug ein. Sie wurden von beiden Wänden zurückgeworfen. Die Dunkelheit war fast so dicht wie in einem Grab.

Der Zug rollte in eine Kurve. Ich hielt mich noch rechtzeitig genug fest, sonst wäre ich von den Beinen geholt worden. Der Wagen

schwankte, die Särge überkam das große Zittern, aber sie blieben trotzdem in ihren Schräglagen stehen.

Nach der Kurve beruhigte sich die Fahrt wieder ein wenig. Wir rollten jetzt in eine Ebene geradeaus weiter. Ich riskierte wieder einen Blick aus dem Fenster und sah das Licht!

Ein goldgelbes Schimmern am Ende der Schlucht. Es streifte nicht nur über den Boden, es glitt auch an den Wänden entlang, ließ die Schienen geheimnisvoll schimmern, glitt über den Schotter zwischen den Strängen und drang aus einem zweiflügeligen Tor, das bis zum Anschlag hin offenstand. Das Tor bildete den Eingang in einen Berg.

Genau in der Mitte stand jemand.

Ein weißes Skelett!

***

Ich war von diesem Anblick, mit dem ich ja nie gerechnet hätte, so überrascht worden, daß ich alles andere darüber vergaß. Auch das Aussteigen.

Zudem hatte ich mich in der Dunkelheit mit der Entfernung verschätzt, und das war gefährlich.

Als ich handeln wollte, befand sich die Lok bereits auf gleicher Höhe mit dem Tor. Das Skelett war wie ein Hauch verschwunden, so daß ich schon an eine Täuschung dachte.

Die pechschwarze Finsternis, die mich Sekunden später wie eine Haube umgab, war keine Täuschung.

Der Berg hatte nicht nur die Lok geschluckt, auch den Wagen mit mir und den Särgen.

Ich blickte zurück und bekam mit, wie sich die beiden Torhälften schlossen. Beinahe provozierend langsam, als wollten sie mir beweisen, daß ich keine Chance hatte.

Der Spalt zerkleinerte sich zusehends. Ich hätte nicht einmal mehr hindurchgepaßt, Sekunden später keine Maus mehr, danach war das verdammte Tor zu.

Fugendicht!

Und der Zug rollte noch immer. Die Lok ratterte über das alte Gleis, der Wagen bekam die Stöße mit, er wurde geschüttelt. Die mich begleitenden Geräusche verhallten im Berg, so daß ich den Eindruck bekam, mich in einem gewaltigen Felsendom zu befinden.

Ich verließ meinen Platz am Fenster und bewegte mich auf die rechte Eingangstür zu, durch die ich auch gekommen war. Dort blieb ich stehen. Irgendwann mußte der verflixte Zug ja mal langsamer werden.

Das geschah auch.

Intervallweise bremste die Maschine ab. Die Stöße übertrugen sich dabei auch auf den Wagen, ich wurde ebenfalls erwischt und konnte das Hin und Her kaum ausgleichen.

Noch ein letztes Rucken – Lok und Wagen standen.

Es wurde still.

Keine Grabesruhe. Irgendwo knackte und knarrte noch immer etwas. Dann quietschte die Tür, als ich sie aufstieß. Ich wollte keine Minute länger in diesem Wagen bleiben.

Mit dem rechten Bein hatte ich den Wagen verlassen. Meine Sohle berührte schon sehr bald die harte Unterlage.

Es war der blanke Fels. Ich stand im Dunklen, holte wieder die Lampe hervor und ließ den Strahl wandern. Er zuckte über den Wagen berührte auch die Särge, stach tief in den Berg hinein, aber er fand kein weiteres Ziel.

Das Skelett war verschwunden.

Ich holte durch die Nase Luft. Sie war kühl und schmeckte nach Feuchtigkeit und Moder.

Es hatte einen Sinn gehabt, daß der Zug in diesen Berg hineingelenkt worden war. Auch das Skelett war keine Täuschung gewesen.

Es mußte sich irgendwo versteckt halten.

Ich sah es trotzdem nicht.

Der Wagen und vor ihm die Lok standen wie eine Wand. Den Waggon hatte ich untersuchen können, jetzt war die Lok an der Reihe. Ich enterte das Führerhaus.

Diesmal roch es nach Öl. Nicht nach Kohle oder anderem Verbrannten, nur eben nach Öl.

Die Lok besaß auch keinen Tender. Sie brauchte nicht auf mechanische Art und Weise gelenkt zu werden. Magie trieb sie an.

Ich verließ sie auf der anderen Seite – und sah das Skelett!

Es schwamm wie eine Filmprojektion in der dichten Finsternis.

Auf mich machte es den Eindruck, als würde es sogar dicht über dem Boden schweben. Das konnte eine Täuschung sein.

Keine Täuschung war der Schlag, der mich im Nacken erwischte.

Es war wie der berühmte Sandsack, Hammer. Ich sah in der Finsternis den zuckenden und sich bewegenden Sternenhimmel aufplatzen. Die Knie gaben nach, irgendwo war da eine endlose Leere, in die ich hineinfaßte und gerade noch den Widerstand spürte, als ich mich mit beiden Händen am Boden abstützte.

Dann riß mich die Bewußtlosigkeit in einen tiefen Schacht. Ich wußte von nichts mehr…

***

Aus dem tiefen, fast greifbaren Dunkel der Höhle löste sich das weiße Skelett.

Es ging, aber es verursachte kaum einen Laut. Wenn es den Boden mit seinen Knochenfüßen berührte, so war nicht mehr zu hören als ein leises Schleifen.

Und es hatte ein Ziel.

Deutlich war der Mann zu erkennen, der bewußtlos neben der Lokomotive lag. Er schwamm in einer kleinen Lichtinsel, die seine brennende Lampe ausstrahlte.

Das Skelett blieb für einen Moment neben der regungslosen Gestalt stehen, bevor es seinen knöchernen Schädel nickend bewegte. Dann ging es weiter. Dabei schlug es einen Bogen um den Bewußtlosen. Es hatte den Anschein, als würde es sich trotzdem vor dieser Gestalt noch fürchten.

Am Wagen blieb es stehen.

Die Särge schauten schräg wie dunkle, dicke Arme hervor. Das Skelett hob seine Knochenarme an und umfaßte den ersten Sarg, den es mit einem Ruck aus dem Fenster zog.

Als bestünde die Totenkiste aus leichtem Schaumstoff, so lässig nahm das Skelett den Sarg auf und stellte ihn schließlich ab. Mit den anderen sieben Särgen geschah das gleiche.

Es baute die Totenkisten zu einem Siebeneck auf, in dessen Mitte es den bewußtlosen Geisterjäger legte. An den Schultern schleifte es den Mann in das Zentrum.

Nur diese Geräusche waren zu vernehmen. Mal ein Klappern der Knochen, dann wieder ein Schleifen.

Das Skelett war zufrieden, als es aus dem Zentrum hervortrat und sich nun daranmachte, die Särge der Reihe nach zu öffnen. Die Deckel legte es daneben.

Eigentlich hätten es acht Särge sein sollen, leider waren es nur sieben, aber auch das würde hinkommen.

Als die sieben Deckel neben den Unterteilen lagen, wühlte der unheimliche Knochenmann in jedem Sarg den Inhalt durch. Seine fleisch- und hautlosen Finger wallten die Staubreste in die Höhe, als würde jemand Kuchenteig durchrühren.

All das hatte seinen Sinn.

Über den offenen Särgen lag eine feine Staubschicht. Das Skelett löschte die Lampe und sah zu, wie der Staub anfing zu flimmern, als würde er aus zahlreichen Silberstückchen bestehen.

Noch etwas war außergewöhnlich.

Der Staub über den offenen Sargdeckeln hatte Formen und Konturen angenommen.

Die Konturen eines Menschen…

***

Petrila!

Ein Ort in den Karpaten, ein Dorf, in dem die Zeit ebenfalls stehengeblieben war, das vermittelte der erste Eindruck, wenn sich ein Fremder nach Petrila verirrte.

Das Dorf, in dem Marek geboren war und jetzt noch lebte. Auch ein Ort, in dem das Grauen schon oft genug zugeschlagen hatte.

Vampire waren gekommen und hatten Petrila heimgesucht.

Marek hatte seine Frau verloren. John Sinclair hatte Marie damals pfählen müssen. Für den alten Vampirjäger waren es schreckliche Tage gewesen, aber er hatte sie überstanden, obwohl es eine Zeit gab, wo er keine Blutsauger mehr jagen wollte.

Nur schienen sie sich gerade in Rumänien und damit in Petrila besonders wohl zu fühlen. Sie hatten sogar versucht, die Kirche mit dem schiefen Turm anzugreifen.

Marek und John Sinclair hatten sie dann in gemeinsamer Arbeit zurückgeschlagen.

Wenn es die Zeit erlaubte, besuchte Marek auch den alten Friedhof mit den verwitterten Grabsteinen, wo seine Frau unter der kalten Heimaterde begraben lag.

Obwohl sie schon einige Jahre nicht mehr lebte, vermißte er ihre Stimme, ihr Lachen und auch manchmal ihr Schimpfen.

Neben dem alten Haus des Frantisek Marek lag seine kleine Werkstatt. Er war ein Mann, der alles reparieren konnte. Vom Fahrrad über das Bügeleisen bis hin zum Auto.

In einem solchen Auto saß er jetzt und fuhr den Weg allein zurück. John Sinclair hatte sich einen Fiat besorgt, ein älteres Modell, das aber durchaus noch seine Pflicht tat.

Marek hatte sich nur schweren Herzens entschlossen, nach Petrila zurückzukehren. Er war zuerst den Schienen gefolgt, dann jedoch in ein Gelände gelangt, das eine Weiterfahrt mit einem normalen Fahrzeug unmöglich machte.

So rollte er dann zurück nach Petrila.

Der Ort lag im Schutz der Nacht. Lichter brannten um diese Zeit so gut wie keine mehr. Nicht nur die Menschen waren eingeschlafen, auch die Häuser, die Kirche und alles andere, was noch dazugehörte.

Leer und verlassen lag die Hauptstraße vor ihm. Der bleiche Lichtkegel der beiden Scheinwerfer strich über die Fahrbahn, die mal gepflastert war und an anderen Stellen wiederum Löcher aufwies, die schon kleinen Mulden gleichkamen.

Marek bremste vor seiner Werkstatt. Es gab eine Verbindungstür von ihr ins Haus. Er entschied sich nicht dafür, in die Werkstatt zu gehen, er betrat sein Haus.

Die Tür knarrte noch immer. Das Geräusch wurde in den alten Bau hineingetragen.

Zwischen den Wänden war es nicht viel wärmer als draußen. Marek hatte vergessen, zu heizen. Er wollte es nachholen. Irgendwann einmal, wenn John Sinclair gefunden worden war.

Als er das Licht einschaltete – Elektrizität gab es in Petrila –, fiel ihm

ein Umschlag auf, der dicht hinter der Tür lag. Er hob ihn auf und zerrte eine Nachricht hervor, die mit Bleistift auf liniertes Papier geschrieben worden war.

Manuela Micek, eine junge Frau, wollte ihn unbedingt sprechen.

Worum es ging, das hatte sie nicht geschrieben.

Marek legte den Brief zur Seite. »Das hat Zeit«, murmelte er und ging in die Küche, wo er sich an den klobigen Holztisch setzte. Es war sein Lieblingsplatz. Von hier aus konnte er aus dem Fenster zur Straße hin sehen und bekam alles mit.

Es war auch ein Platz, an dem er gern nachdachte. Hier hatte er schon zahlreiche Entschlüsse gefaßt und dabei seinem Gehirn eine gewisse »Nahrung« gegeben.

Die Nahrung nahm er in flüssiger Form zu sich. Marek braute sich seinen Schnaps selbst. Eine Mischung aus den Früchten des Waldes, die um Petrila herum noch wuchsen.

Das Wasserglas und die Flasche holte er von einem Regal. In der Ecke neben der schon etwas verblichenen Fotografie seiner Frau hatte er die Lampe angezündet. Das Licht gab einen warmen Schein, ohne ihn direkt zu blenden.

Rechts neben sich legte der alte Marek seinen Pfahl. Dann goß er das Wasserglas halbvoll und prostete dem Bild seiner geliebten Frau zu. »Auf dich, Marie, und darauf, daß du für immer deine Ruhe haben wirst.« Er trank das Glas halbleer. In seinen Augen glitzerte es. Nicht der Alkohol trug daran die Schuld, daß ihm das Wasser in die Augen stieg. Es war meist die Erinnerung an Marie.

Als er das Glas absetzte und über die rauhe Tischplatte schob, huschte ein freudloses Lächeln über seine Lippen. Er starrte dabei ins Leere. Vom Magen her breitete sich die Wärme aus. Eine Folge des scharfen Alkohols. Sie drang hoch bis in die Kehle, wo sie sich festsetzte. Marek hätte jetzt Feuer spucken können.

John Sinclair war verschwunden!

Davon ging er zunächst aus. Dem Geisterjäger war es nicht gelungen, dem unheimlichen Zug zu entwischen, der ihn mitgenommen hatte, wo immer man auch hinfahren konnte.

Zur Endstation…

In den Tod?

Marek schluckte einige Male, mußte wieder trinken und dachte daran, daß er nicht mehr der Jüngste war. Er hatte überhaupt keine Ahnung, was genau lief. Allein würde er Sinclair nie aus der Falle herausholen können, in der er sicherlich steckte.

Marek erinnerte sich an den Anruf in London. Da hatte John ihn gefragt, ob er allein oder mit Suko kommen sollte.

Marek hatte gemeint, daß einer ausreichte. Dieser Ansicht war er jetzt nicht mehr.

Um John Sinclair aus der Falle holen zu können, brauchte er einen Mitstreiter. Hier war etwas in Gang gesetzt worden, das seine schwachen Kräfte überstieg.

Er goß noch einmal nach. Der scharfe Alkohol zeigte schon Wirkung. Um dagegen anzugehen, holte Marek sich etwas zu essen.

Im Vorratsschrank fand er noch eine Scheibe Speck. Mit einem scharfen Messer säbelte er eine fingerdicke Scheibe ab, kaute langsam, aß auch etwas Brot dazu und trank hin und wieder einen Schluck.

So saß er da, starrte durch das Fenster auf die Straße, wo sich kein Mensch aufhielt und nur eine graue Katze umherstrolchte. Sie sprang plötzlich auf die äußere Fensterbank, preßte ihre Nase gegen die Scheibe und starrte aus grünlich leuchtenden Augen in die Küche, wo Marek soeben das letzte Stück Speck zurechtschnitt, es mit einer Scheibe Brot kaute und auch sein Glas leerte.

Einen Entschluß hatte er gefaßt. Er würde den Fall nicht allein angehen, sondern in London anrufen.

In Petrila selbst hatten die Menschen kein Telefon. Dennoch gab es zwei Apparate. Der eine stand beim Bürgermeister, der aber nicht da war. Die Partei hatte ihn zu einem Kongreß in die Hauptstadt Bukarest eingeladen. Danach wollten die Funktionäre noch zum Schwarzen Meer fahren und eine Woche Urlaub machen.

Blieb das Telefon in der Post.

Es war genau vier Uhr morgens, als Marek seine Jacke überstreifte und das Haus verließ. Das Knarren der Tür hatte die Katze erschreckt. Sie sprang mit einem Satz von der Fensterbank und huschte davon.

Der Pfähler schritt allein der Hauptstraße entgegen, die den Ort praktisch in zwei Hälften teilte. Um diese Stunde nahm die Kälte immer zu. Besonders im Herbst und im Winter. Da drückte sie dem Boden entgegen, da kam der Frost und brachte den ersten Rauhreif.

Auch jetzt dampfte vor Mareks Lippen der Atem. Er strich an seiner Oberlippe hoch, und der Pfähler merkte noch, daß er den scharfen Schnaps getrunken hatte.

Die Häuser duckten sich in die Schatten der unheimlich wirkenden Berge. Sie waren dicht bewaldet. Oft genug standen die Bäume so nahe zusammen, daß sie schon einen regelrechten Dschungel bildeten. In den Wald führten schmale Wege, die zumeist von Holzfällern benutzt wurden. Auch in Petrila lebten die Menschen vom Holz. Tagsüber hallten die Schläge der Äxte über den Ort und auch das Kreischen und Knattern der Motorsägen.

Die meisten Häuser waren aus Steinen und Holz erbaut worden.

Auch die Posthalterei, die einen hölzernen Anbau besaß, in dem der Posthalter mit seiner Familie wohnte.

In Petrila gingen die Menschen meist früh zu Bett. Sie standen auch entsprechend früh auf. So war es für Marek nicht verwunderlich, daß

hinter einigen Fenstern bereits Licht brannte. Der matte Schein fiel durch die Scheiben und zeichnete helle Flecke auf die Straße und die schmalen Gehsteige.

Nicht so an der Poststelle. Dort war noch alles dunkel. Dennoch mußte der Posthalter aufgestanden sein. Marek kannte dessen Gewohnheiten seit Jahren.

Der Mann hieß Jossip Karescu, war über 50 und versah seinen Dienst schon jahrelang. Er hatte ebenfalls alle Höhen und Tiefen des Ortes Petrila mitbekommen.

Marek sah hinter den Scheiben des Anbaues Licht brennen. Die Familie wohnte dort.

Der Pfähler klingelte.

Zweimal drückte er auf die alte Schelle, um die Wichtigkeit seines Vorhabens zu unterstreichen.

Schritte hörte er nicht. Dafür einen Fluch. Er klang so laut, wie ihn nur jemand ausstoßen konnte, der am offenen Fenster stand und nach draußen schaute.

Marek trat so weit zurück, daß er im Licht zu erkennen war.

Lässig winkte er hoch.

»Was willst du denn zu dieser Zeit?«

»Telefonieren, Jossip.«

Der Posthalter lachte. »Das darf doch nicht wahr sein. Weshalb denn, zum Henker, und wohin?«

»Ferngespräch.«

»Schon wieder London?«

»Ja.«

Jossip Karescu zog sich zurück, weil ihn fröstelte und er nur im Unterhemd am offenen Fenster stand. »Warte zwei Minuten«, rief er noch. »Dann komme ich runter.«

»Gemacht.«

Er kam tatsächlich in der angegebenen Zeit. »Wenn ich dich ja nicht kennen würde, Frantisek, hätte ich das ja für Spinnerei gehalten. Aber bei dir nicht.«

»Es geht um Leben und Tod!«

Jossip blieb stehen und rieb seine Augen. »Sag nur nicht, daß es sich wieder um Vampire dreht.«

»So ist es aber.«

»Bist du sicher?«

»Fast.«

Der bärtige Posthalter bekam eine Gänsehaut. »Als ob wir nicht beim letztenmal genug davon gehabt hätten.« Er schüttelte den Kopf und holte den Türschlüssel aus der Tasche. Zusammen mit Marek ging er um das Haus, um vorn aufzuschließen. Er machte Licht.

Es roch wie immer leicht muffig in der kleinen Poststation. An den

feuchten Wänden klebte teilweise gelbgrüner Schimmel. Von den Wartebänken blätterte der Lack ab, auf dem Boden lagen regelrechte Schmutznester.

Es gab keine Direktwahl in ein westliches Land. So etwas existierte in der tiefen Provinz nicht. Hier wurde noch mit der Hand vermittelt und gestöpselt.

»Die Nummer hast du?«

»Ich schreibe sie dir auf.«

Marek notierte sie auf einem Blatt Papier und schob es Jossip rüber. »Dann mach mal.«

»Er ist auch da?«

»Bestimmt.«

»Trotz Zeitverschiebung?«

»Los, tu deine Arbeit!«

Marek hatte auf der Wartebank Platz genommen und holte die alte Pfeife hervor, die er stopfte. Als der Tabak brannte, durchzog ein würziger Duft das alte Postzimmer und vertrieb den muffigen Geruch zunächst. Er würde bald wiederkommen.

»Kann länger dauern.«

Marek schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Um diese Zeit ist nicht viel los.«

»Mal sehen.«

Marek hatte recht. Der gute Jossip kam tatsächlich ziemlich schnell durch. Er reichte dem Pfähler einen alten schwarzen Hörer hin.

»Los, du kannst jetzt.«

In der Leitung knabberten Ratten. Es zischte auch. So jedenfalls hörten sich die Geräusche an, die Marek vernahm. Allerdings auch eine Stimme. Die des Chinesen Suko.

»Marek hier.«

»Das hatte ich mir gedacht. Gibt es Ärger?«

»Ich befürchte, ja. Du mußt kommen, Suko.«

»Was ist mit John?«

»Er ist verschwunden«, antwortete Marek.

»Wieso? Wo? Wohin…?«

»Alles später, Suko. So schnell wie möglich. Ich hole dich in Bukarest ab. Oder nimm einen Hubschrauber vom Flughafen. Ihr habt doch zu unseren Stellen Beziehungen.«

»Ich werde das mit dem Hubschrauber versuchen. Klappt es nicht, gebe ich dir Bescheid.«

»Ja, tu das.«

Das Gespräch war beendet. Marek fiel ein Stein vom Herzen, als er den Hörer an Jossip zurückreichte. Der wiederum schaute ihn neugierig an. »Und? Kommt er?«

»Ja.«

»Und wo steckt Sinclair?« Der Geisterjäger war in Petrila bekannt. Deshalb konnte Jossip den Namen so gut aussprechen.

»Keine Ahnung, Jossip. Ich weiß wirklich nicht, wo er sich aufhält. Er ist entführt worden.«

»Von einem Vampir?«

»Glaube ich nicht. Jedenfalls habe ich keinen gesehen. Du hörst später bestimmt mehr.«

»Hoffentlich. Vergiß nicht, daß ich dir geholfen habe.«

»Klar.«

Marek verließ die Poststation. Jossip war neugieriger als ein altes Waschweib. Er wußte stets, wer in Petrila Post bekam und was in den meisten Briefen stand. Nachgewiesen hatte man ihm das nicht, aber die Leute glaubten fest daran.

Marek mußte den Tabak erneut anzünden. Am heißen Kopf seiner Pfeife wärmte er sich die Finger. Der Rauch vermischte sich mit dem Qualm vor seinen Lippen.

Er konnte sich nicht wohl fühlen, aber es ging ihm innerlich ein wenig besser. Auf einen Menschen wie Suko war einfach Verlaß.

Der würde auch vom Mond herunterkommen, um seinem Freund John Sinclair aus der Patsche zu helfen.

Auf dem Rückweg begegneten ihm die ersten Frühaufsteher. Sie schauten Marek an, grüßten, ein paar Worte flogen hin und her. Zumeist jedoch waren die Männer ruhig, die darauf warteten, in die Wälder fahren zu können, um dort das Holz zu schlagen. Sie wurden von einem Lkw abgeholt.

Mareks Haus lag im Dunkeln. Zielsicher fand er das Schlüsselloch, betrat das Haus und blieb sofort stehen.

Ihm war etwas aufgefallen, obwohl das Aroma des Tabaks seinen eigenen Geruchssinn beeinträchtigte. Dies allerdings nicht so stark, als daß er den anderen Geruch nicht mitbekommen hätte.

Er war fremd, er paßte nicht ins Haus und war dennoch eigentlich sehr typisch.

So roch Blut!

Marek ging keinen Schritt weiter. Er lief auch nicht zurück. Hinter ihm stand die Tür offen. Der Wind wehte kalt in seinen Nacken. Er spürte auf der Haut das Kribbeln, in der Kehle den Kloß, wobei seine rechte Hand unter die Jacke fuhr, um dort den Eichenpflock zu umklammern.

Marek zog ihn nicht. Statt dessen drehte er den alten Schalter um.

Jetzt bekam die Lampe unter der Decke Licht.

Es fiel fächerförmig in den Flur und genau auf das Tier, das in einer großen Blutlache lag.

Es war die graue Katze!

***

Marek schaute sich um. Draußen stand niemand, der ihn beobachtete. Er schloß die Tür und schüttelte den Kopf. Wer tat so etwas? Wer brachte die Katze um und weshalb?

Wollte man ihn damit treffen?

Marek bückte sich neben dem Tier.

Auch das Fell hatte sich mit Blut vollgesaugt. Er schaute genauer nach und sah an der Kehle des toten Tieres die Wunden.

Ungewöhnliche Wunden. So als wäre ein größeres Tier über das kleinere hergefallen.

Marek räusperte sich. Noch immer dachte er über den Tod der Katze nach und besonders über das Motiv des Täters.

Dieses Tier hatte keinem Menschen etwas getan. Man wollte ihn damit treffen oder warnen.

Er nahm den toten Körper und ging damit in den Hof. Dort standen die Mülltonnen. Der Katzen-Kadaver verschwand in einer Tonne, und Marek klappte den Deckel wieder zu.

Dann ging er zurück ins Haus. Es hatte sich nichts verändert, dennoch kam es ihm anders vor. Die Katze war ja im Haus getötet worden, demnach mußte jemand hineingekommen sein und ihn auch beobachtet haben. Vorher vielleicht, in der Nacht.

Aber wer? Wo steckte hier in Petrila sein Feind? Hing es mit dem Verschwinden des Geisterjägers zusammen?

Dies konnte sich Marek gut vorstellen, obwohl er keine Verbindung zwischen den beiden Fällen sah.

Der Pfähler betrat die Küche. Auch hier hatte sich nichts verändert. Auf dem Tisch stand nach wie vor der angebrochene Selbstgebrannte.

Dennoch war jemand da. Er spürte es. Seine Nerven schlugen Alarm. Marek kannte das Vibrieren genau.

Es brauchte nicht unbedingt ein Dämon zu sein, der ihn besucht hatte. Vielleicht ein Dieb, der von anderen Motiven geleitet wurde.

Marek ärgerte sich, die Waffe nicht bei sich zu tragen. Die alte Armeepistole befand sich in seinem Schlafzimmer. Dort lag sie gut versteckt in einem Schrank.

Unten hielt sich niemand auf. Marek ging wieder zurück in den schmalen Flur. Auch als das Licht brannte, war es düster. Er schaute die Stiege hoch, suchte nach Fußabdrücken und fand auch welche.

Sie führten hoch.

Der Pfähler zog seinen Eichenpflock und hielt ihn so in der Hand, daß er jeden Augenblick zustoßen konnte. Es kribbelte auf seinem Rücken, als würden dort Ameisen herumlaufen.

Schweiß lag auf seiner Stirn. Als er die oberste Stufe erreicht hatte, war der Schweiß bereits trocken.

Steckte der Eindringling im Schlafzimmer? Marek bewegte sich vorsichtig auf die Tür zu. Sie war nicht geschlossen. Spaltbreit stand

sie offen. Der Pfähler schluckte und verharrte auf der Stelle, als er sah, daß sich die Tür bewegte.

Diejenige Person, die sich in dem Schlafzimmer aufhielt, hatte sie auch aufgezogen.

Noch sah er sie nicht. Er war auf alles gefaßt, als er eine fragende und wispernd klingende Stimme hörte.

»Sind Sie es, Marek?«

Der Pfähler ließ den rechen Arm sinken. Scharf atmete er aus. Er hatte die Stimme erkannt. Sie gehörte einem jungen Mädchen, das ihm die Nachricht hinterlassen hatte.

Manuela Micek!

»Du hier, Manuela?« fragte er.

»Ja«, antwortete sie und kam nickend aus dem Schlafzimmer. »Ich… ich bin es.«

Marek machte Licht, und Marek konnte erkennen, daß Manuela vor Furcht zitterte. Sie war bleich wie eine Leiche. In ihren schönen, dunklen Augen nistete die Furcht. Das rabenschwarze Haar stand struppig vom Kopf. Sie trug einen langen Rock, dicke Strümpfe, eine Strickjacke, die ebenfalls dunkel war, und hatte noch eine Stola über die Schultern gelegt.

»Mit dir hätte ich wirklich nicht gerechnet.«

»Haben Sie denn meine Nachricht nicht gefunden?«

»Doch, das habe ich. Aber ich wußte nicht, um was es ging. Komm, laß uns nach unten gehen. Du kennst dich ja aus.«

Das stimmte tatsächlich, denn Manuela Micek war Mareks Zugehfrau. Sie putzte hin und wieder sein Haus, wenn er es für nötig hielt.

Sie war Neunzehn, hatte ansonsten nach der Schule keine Arbeit gefunden und schlug sich eben mit Saubermachen durch. Auch beim Bürgermeister war sie angestellt. Ihre Eltern lebten schon lange im Ort. Der Vater besaß nur noch ein gesundes Bein und bezog eine kärgliche Rente. Frau Micek arbeitete hin und wieder auf dem Feld eines sehr reichen Bauern.

Im Flur unten blieb Marek stehen. Er deutete auf den Blutfleck.

»Du hast die Katze nicht getötet?«

»Nein, nein! Wie käme ich dazu? Ich liebe Katzen.«

»Das weiß ich. Komm in die Küche.«

»Danke.«

Sie setzten sich gegenüber. Manuela senkte den Blick. »Meine Eltern wissen von diesem Besuch nichts«, erklärte sie im Verschwörerton. Sie hatte die Stimme stark gesenkt. »Und weshalb hast du ihnen nichts gesagt?«

»Sie hätten mir nicht geglaubt.«

»Aber du wolltest mich unbedingt sprechen?«

»Das stimmt.«

»Und worum geht es dabei?«
»Ich habe etwas gesehen.« Manuela wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Einige Male zwinkerte sie mit den Augen.
»Wo denn?«
»Hier in Petrila.«
»Und was?«
Sie hob die Schultern an. »Ich… ich konnte in der Nacht nicht schlafen. Den Grund kenne ich auch nicht. Da bin ich aufgestanden und habe aus dem Fenster geschaut.« Manuela konnte nicht mehr reden. Sie schluckte, ihre Stimme war verklungen.
Dagegen kannte Marek ein Mittel. Er holte ein frisches Glas und schenkte aus der Flasche ein. Manuela hatte den Schnaps noch nie getrunken und immer abgelehnt. Jetzt griff sie zu und kippte ihn mit einem Ruck in die Kehle.
Danach konnte sie auch nicht sprechen. Der Hals war plötzlich zu.
Sie begann zu Keuchen, die Augen tränten und wollten aus ihren Höhlen dringen.
»Atme tief durch, Kind, das hilft. Später wirst du um so besser sprechen können.«
»Tat… tatsächlich?«
»Wenn ich dir das sage, Mädchen. Das geht alles schon in Ordnung, Manu. Dann rede weiter.«
Es dauerte noch eine gute halbe Minute, bis das Mädchen Mut gefaßt hatte.
»Klar jetzt?«
Manu nickte. »Es… es war nicht leicht. Ich schaute aus dem Fenster und sah die Gestalt.«
Marek hob die Augenbrauen an. »Wo und wen? War es ein Mann oder eine Frau?«
»Keines von beiden. Ein Geist.«
»Ach.«
Heftig nickte sie. »Ja, das war ein Geist. Die Gestalt schwebte über dem Boden. Sie hat ihn nicht einmal berührt. Ich habe auch kein Geräusch gehört.«
»Stand das Fenster denn offen?«
»Nein. Aber man hört doch, wenn jemand geht.«
Marek hob die Schultern. »Nicht unbedingt, Mädchen. Aber weiter. Was geschah danach?«
»Ich blieb im Haus. Ich verfolgte die Gestalt mit den Blicken, als sie auf dieses Haus zuschwebte.«
»Und es war tatsächlich ein Geist?«
Manuela nickte sehr ernst.
Marek war skeptisch. »Du hast mir bisher nur eine sehr vage Beschreibung geliefert. Kannst du dich nicht deutlicher ausdrücken,

Mädchen. Geister können auch verschieden aussehen.«

»Stimmt. Wissen Sie, Herr Marek. Es fällt mir schwer. Dieser Geist sah aus, als wäre es aus Staub.« Sie zeichnete die Figur mit beiden Händen nach und nickte heftig. »Ja, aus Staub«, wiederholte sie.

»Ein Geist, der nicht richtig durchsichtig ist, aber aus Staub war.«

Marek lachte nicht einmal. Sein Blick war plötzlich ernst geworden. Mit dem gleichen Ernst in der Stimme stellte er auch die nächste Frage. »Der Geist hat nicht zufällig geflimmert?«

Manu bekam große Augen. »Wieso?«

»Ich meine, ob er innen geflimmert hat. Als würde er von Lichtteilchen umschwirrt.«

»Nein.«

»Wirklich?«

»So ganz sicher bin ich mir nicht.«

»Schon gut. Woher ist er gekommen?«

»Sie wissen ja, daß wir ziemlich am Ortsende wohnen. Er kam jedenfalls nicht aus Petrila.«

»Also von außerhalb?« fragte Marek.

»So ist es.«

»Und die Richtung?«

Da überlegte sie einen Moment. »Von den Bergen, aus dem Osten, würde ich sagen.«

Die letzte Bemerkung hatte den alten Marek aufhorchen lassen und auch mißtrauisch gemacht. Aus dieser Richtung war auch er gekommen, nach John Sinclairs Entführung.

Manuela Micek hatte die Reaktion des Pfählers falsch verstanden.

»Sie glauben mir nicht – oder? Deshalb habe ich Ihnen auch die Nachricht geschrieben. Dann bin ich wieder zurückgelaufen und konnte es im Haus nicht länger aushalten. Ich mußte mit jemanden darüber sprechen. Sie haben ja Erfahrung, was diese komischen Gestalten angeht, sagt man. Mein Vater jedenfalls schwört auf Sie.«

»Danke, Mädchen. Es war gut, daß du zu mir gekommen bist. Hast du denn diesen Geist noch einmal gesehen?«

»Nein, nie mehr. Aber getäuscht habe ich mich nicht. Ich konnte sogar erkennen, daß es ein Mann gewesen ist, obwohl diese Gestalt doch durchsichtig war.«

»Jung – alt?«

»Eher alt.«

»Gut.« Frantisek Marek stand auf. »Es ist besser, wenn du jetzt nach Hause gehst. Nein, ich bringe dich selbst hin«, sagte er rasch, weil er den ängstlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht sah. »Du kannst ganz beruhigt sein. Deine Eltern schlafen doch noch?«

»Ja.«

»Dann laß uns gehen. Warte hier auf mich.« Marek ging hoch in den

Schlafraum und holte seine Armeepistole hervor, die er in den Gürtel steckte. Manuela stand im Flur. Sie starrte auf die Blutlache, die der Killer zurückgelassen hatte.

»Wie… wie konnte das passieren? Wer hat sie getötet?«

»Ich weiß es leider nicht, Mädchen.«

»Der Geist?«

»Möglich.« Marek öffnete die knarrende Haustür und schob Manuela über die Schwelle. Sie ging sehr vorsichtig und schaute sich auch sichernd um.

Keiner lauerte den beiden auf. Aus der Ortsmitte hörten sie das laute Dröhnen eines Lkw-Motors. Der Wagen brachte die Arbeiter in den Wald, wo sie bald anfangen würden, die Bäume zu fällen.

Frantisek Marek war sehr nachdenklich geworden. Hatte Manuela Micek tatsächlich einen Geist gesehen? Der Pfähler konnte sich dies nur schwerlich vorstellen. In diesem Fall ging es nicht um Geister.

Vampire waren angesagt, wenn überhaupt. Schwarze Särge paßten zu ihnen.

Andererseits dachte er an den Staub, den er aus dem Sarg gekippt hatte. Bis jetzt wußte er nicht, ob er aus den Resten eines Menschen oder eines Blutsaugers bestanden hatte.

»Kommen Sie doch nicht mit?« Manu fragte es fast vorwurfsvoll.

Sie hatte gesehen, daß Marek stehenblieb.

»Doch, ich komme gleich. Ich hatte nur etwas nachgedacht.« Marek legte einen Arm um die Schultern des jungen Mädchens, über dessen Lippen ein verlegenes Lächeln huschte.

Sie gingen die Straße entlang und dem Ende des Ortes zu. Längst war der Motorenlärm verklungen. Die Sonne würde noch lange nicht aufgehen. Zu dieser Jahreszeit waren die Nächte lang und die Tage relativ kurz. Der November, der Totenmonat stand vor der Tür mit all seiner Feuchte, dem Nebel und der Trauer.

Irgendwo schlug eine Haustür. Eine Frau schimpfte, weil ihr Kind schrie. Es war alles so normal, dennoch lauerte der Schrecken irgendwo. Manuela und Frantisek wußten dies.

Die Straße war mehr eine Gasse, in die sie hineinschritten. Ihr Ende sah aus wie eine graue Zeichnung inmitten der dunklen Hauswände. Dahinter lagen Häuser, die sich nicht direkt an den Verlauf einer Straße hielten. Sie waren versetzt gebaut. Manche wurden auch von mächtigen Bäumen gestützt, deren Zeige dem Boden entgegenreichten, als würden sie noch die Schneelast vom letzten Winter tragen.

Der Wind fand eine Lücke. Er blies in die Gasse und auch in die Gesichter der beiden so unterschiedlichen Menschen.

Dann hörten sie das Jammern.

Manu hatte es zuerst vernommen. Sie blieb stehen und streckte ihren

Arm aus.
»Was hast du?«
»Hören Sie es nicht?«
»Was denn?«
Sie holte Luft. »Es… es ist so, als würden die Geister heulen.«
Marek lächelte. »Unsinn, Kind, das ist der Wind.«
»Nein.« Manu trat mit dem Fuß auf. »Ich habe mich nicht getäuscht. Das muß der Geist sein. Der Wind jault anders. Ich kenne das, ich wohne schließlich hier.«
Da sie so von ihrer Meinung überzeugt war, zeigte sich auch Marek mißtrauisch. Um dem Mädchen eine gewisse Sicherheit zu geben, faßte er es unter, bevor sie gemeinsam die Gasse verließen und in die graue Finsternis hineintraten.
Noch versteckte die Dunkelheit die Häuser. Zudem gaben die Bäume Schatten. Sie hatten noch nicht alle Blätter verloren. Viele von ihnen zitterten an den Zweigen, die meisten aber waren schon gefallen, bildeten auf der Erde einen braunbunten Teppich, der bereits feucht geworden war.
»Ich höre noch immer nichts«, flüsterte der Pfähler.
»Es war aber da.«
»Wir werden sehen.«
Nach einigen Schritten blieben sie stehen. Über ihnen bildeten die Äste einer Eiche ein knorriges Dach. Laub raschelte – und da war das Heulen wieder.
Jetzt hatte es auch Marek vernommen.
Manuela stieß den älteren Mann an. »Na, was habe ich gesagt? Das Geräusch ist…«
»Psssttt…«
Der Pfähler wollte und mußte sich konzentrieren. Und er gab dem Mädchen recht. Dieses heulende Geräusch wollte einfach nicht in die Stille des Morgens passen. Es brauchte auch nicht unbedingt von einem Menschen zu stammen, Marek hätte sich nicht gewundert, wenn plötzlich vor ihm ein Vampir aufgetaucht wäre.
Manuela war zurückgeblieben. Sie sah die Gestalt des Mannes, der angestrengt nach der Person Ausschau hielt, die das Heulen ausgestoßen hatte.
»Der hält uns zum Narren«, sagte Marek, »verdammt noch mal, der hält uns zum Narren.« Er schaute Manuela an. »Du hast nicht zufällig gehört, aus welcher Richtung das Heulen klang?«
»Nein, für mich war es einfach überall.«
»Das ist zu wenig!« flüsterte Marek. »Das ist einfach zu wenig.«
Die beiden Suchenden trennten sich wieder. Sie schauten in verschiedenen Richtungen nach, und es war abermals das Mädchen, daß die Entdeckung machte. Manu blieb plötzlich stehen und streckte

den rechten Arm aus. »Das ist es doch!« keuchte sie. »Das…«
Marek fuhr herum. Erst wollte er seinen eigenen Augen nicht trauen, dann jedoch mußte er einfach akzeptieren.
Es war ein Phänomen, ein gewaltiges Phänomen, das vor ihm in der Luft schwebte. Kein Vampir, ein Geist…
Wie eine träge Staubwolke zog er über die Straße…

***

Manuela Micek konnte nicht anders. Es war ihr nicht mehr möglich, auf der Stelle zu bleiben. Sie brauchte einen gewissen Schutz, den konnte ihr nur Marek bieten.
Sie hetzte zu ihm und wollte etwas sagen, doch der Pfähler schüttelte barsch den Kopf. »Laß es, Kind, damit muß ich fertigwerden. Du kannst dich verstecken.«
»Aber Sie…«
Marek ging schon weiter. Er nahm den direkten Kurs auf die schwebende Gestalt. Je näher er ihr kam, um so deutlicher schälte sich das Wesen trotz der Düsternis hervor.
Manuela hatte etwas übertrieben, als sie von einem übergroßen Geist gesprochen hatte. Das war er Mareks Ansicht nach nicht. Das Wesen besaß die Größe eines Menschen, nur war es kein Mensch.
Dieses bleiche Etwas lief durchaus unter dem Begriff Gespenst.
Es bestand aus einem zitternden Plasmazeug, besaß einen Schädel und einen schwingenähnlichen Körper. Das Gesicht, ebenfalls wie gezeichnet wirkend, kam Marek vor wie die Totenmaske eines alten Menschen. Hager, eingefallen, mit einem grauenhaften Ausdruck versehen. Dabei fast ohne Nase und Augen, dafür mit einem Mund versehen, der wie ein halbmondförmiger Strich wirkte, sich jetzt bewegte und geöffnet wurde. Marek schaute direkt auf ihn.
Etwas blinkte hell und leicht gelblich, zudem an zwei verschiedenen Seiten.
Zähne!
Hauer, Vampirzähne!
Marek schluckte. Innerhalb einer halben Sekunde war ihm klargeworden, wen er vor sich hatte. Das war ein Geist, ein Gespenst, aber es war gleichzeitig der Geist eines Vampirs, der irgendwann einmal getötet worden war.
Mit dem Fletschen der Zähne hatte auch das Gesicht einen anderen Ausdruck bekommen. War es noch vor kurzer Zeit einfach glanzlos gewesen, so besaß es nun einen gefährlichen Ausdruck, den Marek sogar mit dem Begriff blutgierig und mordlüstern umschrieb.
Er hatte seinen Pfahl gezogen und hielt ihn hart umklammert. Der Pfähler wollte einen Versuch wagen. Noch nie zuvor hatte er einen Geist gepfählt, er wußte auch nicht, ob ihm so etwas überhaupt

gelingen konnte. Angst jedenfalls zeigte er nicht.

Gebückt stand er auf dem Fleck, hatte den linken Arm ausgestreckt und winkte mit dem Zeigefinger. »Komm schon her, verflucht«, sagte er keuchend. »Los, komm schon…«

Der Vampirgeist rührte sich nicht. Aus dem Hintergrund hörte Marek die flüsternde Stimme des Mädchens. Wenn er den Worten trauen konnte, mußte er annehmen, daß Manuela betete.

Noch tat er nichts. Auch die Gestalt rührte sich nicht. Sie schwebte etwa drei Schritte vor dem Pfähler. In ihrem Gesicht leuchteten die beiden spitzen Zähne wie blinkende Sterne.

Noch wartete Marek, dann aber explodierte er.

Aus dem Stand warf er sich vor. Er streckte dabei den rechten Arm. Der angespitzte Eichenpfahl bildete die Verlängerung seiner Hand, und Marek hatte nicht auf die Brust des Wesens gezielt, sein Angriff galt dem Kopf mit den beiden Vampirhauern.

Er traf!

Bisher hatte Marek angenommen, einen Geist vor sich zu haben.

Nun wurde er eines Besseren belehrt.

Die Spitze des Pfahls teilte den Schädel in zwei Hälften. Frantisek Marek glaubte sogar, einen fernen und gleichzeitig schrillen Schrei zu vernehmen, dann zerplatzte etwas vor seinen Augen, er hörte auch die schrillen Rufe und vernahm das Heulen, als sich das Wesen vor seinen Augen einfach auflöste.

Es zerflatterte, es verschwand; nur vom Kopf blieb noch etwas zurück. Ein dünner Staubfilm, der dem Boden entgegenwehte und sich dort mit dem Belag vermischte.

Marek senkte den Kopf. Er stand unbeweglich und schaute auf seine Schuhspitzen. Erst als er Schritte hinter sich hörte und von Manus Hand berührt wurde, schaute er auf.

Sie stand neben ihm, lächelte etwas künstlich und hob die Achseln. »Können wir jetzt beruhigter sein?« erkundigte sie sich mit sehr leiser Stimme.

Marek nickte. »Das können wir.«

»Es… es war ein Vampir, nicht wahr?« Das Mädchen brachte ihre Lippen dicht an sein Ohr.

»So ist es.«

»Und woher ist er gekommen?«

Marek zeigte mit einer verlegen wirkenden Geste an, daß er auch keinen direkten Bescheid wußte. »Ich weiß es nicht genau, Kind. Ich nehme allerdings an, daß er aus einem Sarg kam.«

»Wie…«

»Als Vampirgeist. Möglicherweise habe ich ihn sogar befreit. Ich kann dir keine andere Erklärung geben. Dieser Blutsauger ist ein Geist gewesen. Möglicherweise einer, der einen Körper sucht oder seinen

alten wiederfinden will. Ich kenne mich da nicht aus. Die Rätsel sind einfach zu groß.«

»Er hatte doch ein Gesicht?«

»Das stimmt allerdings. Ein Gesicht mit einem Mund, aus dem zwei Vampirzähne schauten. Und weil er so etwas besaß, müssen wir davon ausgehen, daß er versuchen wollte, Opfer zu finden.«

»Ja, Blut zu saugen.«

»So ist, es Kind.«

Manuela Micek schauderte. »Ich kann das alles nicht fassen. Ich weiß ja, daß hier Dinge geschehen sind, über die viele Leute in Petrila reden, aber daß ich es selbst erleben würde, das ist mir einfach unbegreiflich. Glauben Sie mir.«

»Am besten wird es sein, wenn du nicht mehr darüber nachdenkst.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht. Außerdem denke ich an die Katze, von der Sie erzählt haben. Kann es sein, daß der Vampir sie getötet hat?«

»Davon gehe ich sogar aus.«

»Furchtbar.« Manu starrte an Marek vorbei. »Dann muß es ihm gelungen sein, in Ihr Haus zu gelangen.«

»Leider.«

»Und wie geht es weiter? Wie wollen Sie sich eigentlich schützen?«

»Da wird mir schon etwas einfallen.« Marek lächelte ihr zu. »Du gehst jetzt nach Hause, schleichst dich in die Wohnung und erzählst bitte nichts deinen Eltern. Es hat keiner etwas von meiner Aktion bemerkt. Ich möchte die Menschen hier nicht unnötig in Panik versetzen. Versprichst du mir, den Mund zu halten?«

»Natürlich, Herr Marek.«

»Gut, es bleibt unser Geheimnis.« Er strich Manu noch einmal über das Haar, bevor er sich abwandte und sie stehenließ. Nicht einmal drehte er sich um.

Der Pfähler war sehr in Gedanken versunken, als er sich seinem Haus näherte. Es wurmte ihn, daß er nicht wußte, was hier gespielt wurde. Es ging um Vampire, wahrscheinlich sogar um sehr gefährliche Blutsauger. Nur kannte er ihre Motive nicht.

Marek ging bei seinen Überlegungen davon aus, daß es nicht der erste und letzte Blutsauger war, der ihm über den Weg gelaufen war. Er dachte an die Särge im Leichenzug.

Einen hatte er sich holen können und als Inhalt Staub gefunden.

Aus diesem Staub mußte sich der gespenstische Blutsauger entwickelt haben. Ein Vampir-Gespenst, ein Geist.

Marek schloß die Tür auf. Diesmal war alles normal. Niemand lauerte ihm auf, er fand auch kein Tier in seiner Wohnung, spürte jedoch eine gewisse Müdigkeit.

Der Tag war nichts für Vampire. Bis Suko eintraf, würde es auch

noch dauern. Deshalb beschloß Marek, sich hinzulegen. Natürlich dachte er an John Sinclair. Hätte eine Chance bestanden, es allein zu schaffen, Marek wäre losgelaufen und hätte Versucht, den Geisterjäger zu befreien. So aber wollte er auf Suko warten und hoffte gleichzeitig, daß sich John Sinclair möglichst teuer verkaufte…

***

Von Haut verkaufen konnte bei mir wahrlich keine Rede sein. Mir ging es nicht gut.

Ich wußte nicht einmal, ob es Tag oder Nacht war. In dieser verdammten Finsternis ging jedes Zeitgefühl verloren, zudem war es mir nicht möglich, auf meine Uhr zu schauen, denn man hatte mich auf eine raffinierte Art und Weise gefesselt.

Ich lag auf dem Boden. Arme und Beine waren ausgestreckt, so daß der Körper ein großes X bildete. Im Untergrund steckten Pflöcke und schauten gleichzeitig so weit heraus, daß es meinen Gegnern gelungen war, die Stricke um sie und um meine Gelenke so hart zu binden, daß ich es nicht schaffte, mich zu bewegen.

Zudem schmerzte mein Kopf. Es war mehr der Nacken, in dem die Stiche aufzuckten. Der Hals schien um das Doppelte angewachsen zu sein. Unter der Schädeldecke hatte sich zudem ein taubes Gefühl ausgebreitet, in das hin und wieder die Schmerzen vom Nacken her hineinzuckten.

Erkennen konnte ich nichts. Weder rechts, links noch über mir. Die Dunkelheit nahm mir jegliche Sicht. Dennoch wußte ich, daß der Zug noch in meiner unmittelbarer Nähe stand, weil ich ihn einfach riechen konnte. Die alte Lok sonderte einen gewissen Gestank ab.

Nach altem Öl und nach Metall.

Man hatte mir die Stricke nicht so hart um Arm- und Beingelenkte gedreht, als daß es ihnen gelungen wäre, die Blutzufuhr zu sperren.

Ich war noch in der Lage, die Gelenke zu drehen, schaffte es jedoch nicht, aus den Schlingen zu rutschen.

Man hatte mir auch die Waffen gelassen. Klar, an das Kreuz traute sich niemand heran, an den silbernen Dolch ebenfalls nicht, und über die Beretta wußten meine Gegner wohl nicht Bescheid.

Etwas gefiel mir auch nicht. Daß ich nicht allein war, bekam ich irgendwie mit. Mein Gefühl sagte mir das. Wer aber in der Nähe lauerte, konnte ich leider nicht sehen.

Manchmal bekam ich den Eindruck, als würde sich in meiner Nähe etwas bewegen. Manchmal huschte ein Hauch über mein Gesicht und durch die Finsternis.

Was konnte das sein?

Ich gab natürlich nicht auf. Immer wieder versuchte ich, aus den Schlingen herauszurutschen. Sosehr, ich die Gelenke auch drehte, es

wollte nicht klappen.

Die Schlingen waren zwar relativ locker angelegt worden, zogen sich aber zusammen, wenn ich die Gelenke drehte.

Zeit verstrich.

Die Schmerzen im Nacken blieben. Er war auch geschwollen, doch unter der Schädeldecke blieb nur mehr ein leichtes Tuckern. Wenn ich die kühle Luft einatmete, konnte ich sie auch schmecken. Sie lag wie ein Schmierfilm auf der Zunge.

Eine Luft, die nicht so normal war wie die im Freien. Sie besaß auch eine Spur von Verwesung, etwas, das zu den Vampiren paßte.

Oder sonderte das weiße Skelett diesen Geruch ab.

Über die Gestalt machte ich mir ebenfalls Gedanken. Mit lebenden Skeletten hatte ich schon des öfteren zu tun gehabt. Vor kurzem noch bei einem Fall in Bayern. Trotzdem glaubte ich daran, daß diese Sache hier wesentlich anders gelagert war.

Das Skelett mußte einen anderen Hintergrund haben, und es verfolgte auch einen bestimmten Plan.

Bisher war es bis auf mein eigenes Atmen still gewesen. Das änderte sich sehr rasch.

Noch in meine Gedanken hinein hörte ich die Geräusche. Es mußten schleifende Schritte sein, die über den rauhen Fels glitten und von einem Klappern untermalt wurden.

Wie bei Knochen…

Das Skelett hatte aus zahlreichen Knochen bestanden. Wahrscheinlich kam es näher.

Ich bewegte weder die Arm- noch die Fußgelenke. Regungslos blieb ich auf dem Rücken liegen. In meinem Innern hatte sich ein Gefühl der Spannung aufgebaut, nicht der Furcht. Ich lauerte darauf, ob nun etwas geschehen würde.

Der Unbekannte oder Unheimliche änderte seine Richtung. Er lief nicht mehr direkt auf mich zu. Dafür begann er damit, mich zu umkreisen. Wie die Katze um den heißen Brei schlich er um mich herum. Jedem seiner Schritte lauschte ich nach. Es waren unheimliche Geräusche, die an meine Ohren klangen.

Manchmal schleifend, dann wieder etwas hohl klappernd. Die Spannung in mir stieg weiter. Wenn der Knöcherne bewaffnet war und ich regungslos vor ihm auf dem Boden lag, hatte ich keine Chance.

Dann konnte es mich töten, ohne daß es zu einer Gegenwehr kam.

Die Schritte verstummten plötzlich. Ich hatte mich noch konzentriert und wußte, daß der Unheimliche neben mir stand. Ich sah ihn nicht, ich spürte allein die Aura, die von ihm ausging und mich streifte.

Etwas berührte meinen Körper an der linken Hüfte. Ich zuckte erst zusammen, bevor ich erstarrte und mich auf die wandernden Berührungen konzentrierte.

Es waren Finger.
Hautlose Spitzen, knöchern und auch einen gewissen Druck ausübend. Sie zeichneten die Umrisse meines Körpers nach, drückten in das Fleisch. Ich hoffte ja, daß sie weiter meiner Brust entgegenwandern würden, wo auch das Kreuz lag.
Diesen Gefallen taten sie mir nicht. Dafür löste sich der Druck, um einer Stimme Platz zu schaffen, die wie ein raunender Windstoß durch den unterirdischen Felsendom glitt.
»Wir haben dich. Wir haben dich, unseren Retter, gefangen. Du wirst uns befreien…«
Mit allem hätte ich gerechnet, nicht aber mit dieser Vorgabe.
Wieso sollte ich sie befreien, und wen sollte ich befreien?
Da das Skelett geredet hatte, hielt ich zunächst den Mund. Es würde bestimmt weitersprechen.
»Wir waren Staub, doch der Staub ist nicht endgültig. Er ist nicht vergangen, er wurde aufbewahrt. Der Geist steckt noch in ihm. Ein Geist, den es dürstet, und zwar nach Blut. Nach deinem Blut.«
Allmählich lichtete sich der Schleier. Ich konnte nicht behaupten, daß es mir jetzt besserging. Ein Kratzen blieb schon noch im Hals zurück und auch ein drückendes Gefühl in der Magengegend.
Wenn jemand Blut wollte, konnte er es weder vom Skelett holen noch von den zerfallenen Körpern. Der unheimliche Sprecher hatte schon recht. Ich war derjenige, der das Blut hergeben mußte.
Hatte ich nicht so etwas schon erlebt? Es lag einige Zeit zurück, als der Teufel mein Blut haben wollte und mich in einer schrecklichen Welt gefangen hatte. Dieser Fall war so hart an der Grenze gewesen, daß ich ihn fast nicht überlebt hätte.
Ähnliches stand mir nun bevor.
Das Blut eines Menschen für die zerstörten Vampire. Ihr Geist existierte noch. Er benötigte nur einen Katalysator, um sich mit dem vereinen zu können, was zurückgeblieben war.
Vampirstaub und Blut – welch eine Mischung!
Daß es so etwas gab, wußte ich auch. Selbst hier in Rumänien war es dazu gekommen. Damals, als ich den alten Marek kennengelernt hatte. Das Schicksal beschrieb schon sehr riskante Kapriolen. Irgendwie war alles ein Kreis, denn auch mich hatte es wieder in die nähere Umgebung von Petrila verschlagen.
Nur wollte ich auf keinen Fall, daß dieser verdammte Berg zu meinem Grab wurde.
»Mein Blut?« fragte ich in das Dunkel hinein und hoffte auf eine Antwort, die ich nicht bekam.
Dafür handelte der nicht Sichtbare. Er tat etwas, womit ich niemals gerechnet hätte.
Wieder spürte ich den Druck der Knochenfinger. Diesmal glitten sie

über meinen Arm.

Aber da war noch etwas.

Ein leichter Druck entstand, dem meine Kleidung nichts entgegensetzen konnte, weil sie plötzlich eingeschnitten wurde. Von einem Messer oder einer sehr scharfen Rasierklinge.

Jedenfalls wurde nicht nur die Kleidung in Mitleidenschaft gezogen. Meinem Gegner kam es auf etwas ganz anders an. Er wollte mir die Wunde zufügen.

Scharf und beißend war der Schmerz unterhalb des linken Ellbogens, als die Klinge in meine Haut schnitt und dort eine Wunde hinterließ. Wie groß der Schnitt war, wußte ich nicht. Ich spürte jedoch, daß etwas aus der Wunde tropfte.

Mein Blut…

Nahrung für Vampire!

***

Es glich schon einer kleinen Sensation, als der Hubschrauber am späten Nachmittag über Petrila erschien und sich der Pilot nach einem geeigneten Ort für die Landung umschaute. Der Lärm der Rotorblätter und der Motoren trieb zahlreiche Menschen aus den Häusern, und da machte auch Frantisek Marek keine Ausnahme. Er wußte ja, wem der Besuch galt und freute sich, daß Suko sein Versprechen eingelöst hatte.

Marek hatte es tatsächlich geschafft und einige Stunden geschlafen. Jetzt fühlte er sich frisch und auch fit.

Der Hubschrauber flog sehr tief. Er war graugrün gestrichen, die Tarnfarbe der Armee. Demnach hatte es Suko oder sein Vorgesetzter Sir James tatsächlich geschafft, die Behörden zu überzeugen. Man kannte sie ja in Rumänien.

Aus zahlreichen Schornsteinen stiegen Rauchfahnen, die durch den Rotorwind zerflatterten und sich in der klaren Luft auflösten.

Langsam senkte sich die Maschine dem Boden entgegen. Sie würde ungefähr in der Ortsmitte landen.

Dorthin lief auch Marek. Begleitet und überholt von den Kindern, für die diese Landung eine willkommene Abwechslung war.

Als Marek den Ort erreichte, berührten die Kufen bereits den Boden. Suko war schon ausgestiegen. Er sprach noch mit dem Piloten. Zum Abschied reichte er ihm die Hand.

Geduckt lief er dann weg, um aus dem Rotorwind zu gelangen, der entstand, als die Maschine wieder startete und gegen den grauen Himmel flog. Suko sah Mareks Winken und hob selbst die Hand zum Gruß.

Die Männer liefen aufeinander zu. Zur Begrüßung umarmten sie sich.

»Alles in Ordnung?« fragte Suko.

»Nicht direkt.«
»Aber dir geht es gut.« Suko stemmte Marek weg und schaute ihn lächelnd an.
»Einigermaßen.«
»Und John?«
»Ist unser Problem, das wir aber nicht hier erörtern sollten. Komm zu mir, bitte.«
»Okay.«
Sie gingen zu Mareks Haus. Kinder begleiteten sie und schauten die Männer scheu an. Aber auch Erwachsene warfen ihnen fragende und neugierige Blicke zu, um die sich beide nicht kümmerten. Zudem sprachen sie nicht über den Fall.
Der Gast aus London schaute sich des öfteren um, was Marek auffiel. »Ist was?«
»Nein, eigentlich nicht. Ich wollte nur sehen, ob sich in Petrila etwas verändert hat.«
»Nichts hat sich verändert. Die Kirche steht noch immer, und auch unsere Freunde sind nicht erledigt.«
»Wer einen Vampirjäger bei sich wohnen hat, darf sich eben nicht wundern, wenn er hin und wieder von diesen Geschöpfen angegriffen wird.«
»Da sagst du etwas. Ich habe es auch aufgegeben, alle vernichten zu wollen. Es sind einfach zu viele, verstehst du? Ich habe manchmal das Gefühl, als würden sie immer wieder nachwachsen oder aus dem Boden kriechen, um dann zuzuschlagen.«
»Wie bei John?«
»Das kann ich dir nicht sagen, Suko. Er ist verschwunden, er wurde entführt. Wohin, müssen wir herausfinden.« Sie hatten mittlerweile Mareks Haus erreicht. Frantisek schloß die Tür auf. »Komm rein, da können wir alles weitere besprechen.«
»Sind wir motorisiert?« fragte Suko.
»Ja, John hat einen Leihwagen. Und ich habe zum Glück den Ersatzschlüssel.« Marek lachte leise.
»Das ist gut.«
Sie setzten sich in die Küche. Marek holte etwas zu essen, denn Suko hatte auch Hunger. »Soll ich ein Essen aufwärmen?«
»Nein, ich nehme den guten Speck.«
»Ich auch.«
Marek holte ihn, Suko blieb allein am Tisch. Er schaute aus dem Fenster. Das Wetter hatte sich seiner Stimmung angepaßt oder umgekehrt. Es war sehr trübe geworden. Die Spitzen der Berge waren nicht zu sehen. Sie besaßen weißgraue Wolkenkränze, die aussahen wie dicke Würste. Suko hoffte, daß sie nicht ins Tal kriechen würden, so ein Wetter mochte er überhaupt nicht.

Marek kam mit Brot und Speck.
»Davon ernähre ich mich meist. Ist alles drin, was der Mensch braucht.«
Suko zeigte auf die Flasche mit dem Selbstgebrannten. »Auch darin?«
»Ja, der ist gut für die Seele und den Magen.« Er schob Suko auch ein Trinkglas rüber, doch der Chinese legte seine Hand über die Öffnung. »Keinen, bitte.«
»Was denn?«
»Ich trinke Wasser.«
»Klares?«
»Ja, Kraneberger.«
Marek stand auf. »Komisches Wort, habe ich noch nie gehört.«
Suko lachte. »Ist auch ein Fachausdruck.«
Das Wasser war sehr klar, und es schmeckte auch gut. Suko trank das erste Glas leer, beim zweiten begann er zu essen. Speck und Brot verschwanden abwechselnd in seinem Mund.
Marek erzählte. Er begann mit der Fahrt des Leichenzugs, den er schon einige Male beobachtet hatte. Er fuhr nur bei Vollmond und verschwand dann irgendwo.
»Woher ist er denn gekommen?« fragte Suko. »So ein Zug muß ein Start und ein Ziel haben.«
»Aus dem Nichts!«
Der Inspektor schaute Marek über die stumpfe Seite seines Messers hinweg an. »Das ist zwar eine Antwort, aber keine, mit der ich etwas anfangen kann, wenn du verstehst.«
»Das glaube ich dir sogar. Was soll ich aber sagen? Es ist nun mal so.«
»Hast du denn nicht nachgeforscht? Bist du die Strecke nicht zurückgegangen?«
»Noch nicht.«
»Das werden wir machen?«
»Ja.« Marek schnitt ein Stück Speck ab. »Ich habe natürlich nachgefragt und nachgeforscht. Diese Bahnlinie hat vor fünfzig Jahren mal bestanden. Auch noch während des Krieges. Später ist sie dann geschlossen worden. Es ist auch nicht so wie damals mit dem Vampir-Expreß, als wir Bogdanowich jagten. Dieser Zug besteht nur aus einer Lok und einem Wagen, aus dessen Fenstern die Särge schauten.«
Suko kaute und runzelte die Stirn. »Mir ist das alles viel zu undurchsichtig.«
»Mir ebenfalls.«
»Gut, da ich hier bin, müssen wir etwas unternehmen. Wie ich dich kenne, hast du einen Plan.«
»Ja, John Sinclair befreien.«
Suko winkte ab. »Das versteht sich von selbst. Wo endet die Linie?«

»Irgendwo in den Bergen. An einer unwegsamen Stelle. Wir kommen mit dem Wagen nicht bis dorthin. Das weiß ich inzwischen.«

»Dann gehen wir eben zu Fuß.«

»Bin ich für, Suko.«

»Und der Zug fährt jeden Abend?« Suko aß ein Stück Speck.

»Nur bei Vollmond.«

»Den haben wir ja. Ich frage mich nur, welch ein Motiv es dafür gibt. Was befindet sich in den Särgen?«

»Staub!«

»Gefährlicher Staub«, präzisierte der Inspektor. »Das hast du mir ja berichtet. Staub, der plötzlich zu einem Vampirgeist wird und einen normalen Schädel besitzt. Oder einen fast normalen. Ich frage mich, was da vorgegangen sein muß.«

»Ich habe keine Ahnung.«

Suko schaute nachdenklich auf die Tischplatte. »Alles hat seinen Grund, hat ein Motiv. Auch hier muß es irgend etwas geben, das vielleicht in der Vergangenheit liegt. Hast du in diese Richtung schon einmal nachgeforscht?«

Marek winkte ab. »Ich habe alles versucht, im Dorf nachgefragt, mich mit älteren Menschen in Verbindung gesetzt, aber es wußte keiner Bescheid.«

»Oder wollte man dir nichts sagen?«

»Das glaube ich nicht, Suko. Die Leute hier haben Vertrauen zu mir. Nein, in Petrila läuft alles normal. Nur eben dieser verdammte Zug mit seinen Särgen ist es nicht.«

Suko tippte mit einem Finger an den rechten Rand der Tischplatte und mit einem zweiten an den linken. »Irgendwo startet er, und irgendwo fährt er hin. Er muß einfach ein Ziel haben, daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Ja, ja, schon, aber…«

»Wo fangen wir an? Am Start oder am Ziel?«

»Es gibt keinen Start, Suko.«

»Tatsächlich nicht?«

»Nein, wenn du an einen Bahnhof oder ähnliches denkst, das ist nicht vorhanden. Die Schienen enden plötzlich im Gelände.«

»Und wie erscheint der Zug?«

»Der kann aus den Wolken fallen, der kann sich materialisieren, ich habe keine Ahnung. Zudem gehört er zu den alten Bahnen, die längst ausgemustert worden sind.«

»Ja, ja«, sagte Suko und strich über sein Gesicht. Er war sich selbst noch nicht klar darüber, wohin sie der Weg nun führen sollte. Start oder Ziel?

Wichtig war es, John Sinclair zu finden. Da mußten sie zum Ziel fahren. Suko interessierte auch die Stelle, wo der Zug anfuhr. Noch

war es nicht finster. Sie hatten eine gewisse Zeit zur Verfügung. Die Nacht würde erst später anbrechen.

»Bist du bereit, Marek?«

»Immer.«

Suko stand auf. »Dann fahren wir.«

Marek fragte erst nicht, wohin sie der Weg führte. Er überließ Suko gern die Führung.

»Wie bist du bewaffnet?«

Der Pfähler grinste, als er die Haustür zuzog. »Mit dem Pfahl und einer alten Armeepistole.«

»Schießt sie noch?«

»Und wie. Das ist eine Donnerbüchse.« Marek streckte den Arm und vollführte mit dem Zeigefinger Schießbewegungen.

Suko konnte dies nur recht sein. Der Leih-Fiat parkte hinter dem Haus auf dem Hof, wo sich Ersatzteile und auch Gerümpel stapelten. »Zum Arbeiten komme ich kaum noch«, erklärte der Rumäne. »Es ist alles sehr bescheiden geworden.«

»Hast du keine Lust mehr?«

»Auch.«

Suko öffnete die Tür. »Du solltest in Pension gehen, Marek.«

»Sag das mal deinem Chef.«

»Sir James geht nie.«

»Solange noch zu viele von meinen Freunden herumlaufen, gehe ich auch nicht.«

»Klar.«

Marek dirigierte Suko aus dem Ort und in das freie Gelände hinein, das nicht flach oder eben verlief, sondern mal anstieg, dann wieder abfiel und eine Wellenformation bildete.

Was das Wetter betraf, so erfüllte sich Sukos Hoffnung leider nicht. Die weißgrauen Wolkenkreise blieben nicht auf den Bergen.

Sehr langsam und behäbig flossen sie hinab in das Tal. Graue, dicke Schlieren, die kein Hindernis aufhalten konnte.

Sie hatten Petrila verlassen, rollten aber nicht gegen die dunklen Wände der dichten Wälder, sondern blieben innerhalb des weiten Tals. Der Weg war nicht asphaltiert und glücklicherweise auch nicht so aufgeweicht, als daß es die Reifen des Fiats nicht geschafft hätten.

Es gab auch für diesen Wagen immer ein Weiterkommen.

Dann erschien der Gleiskörper. Er war plötzlich da, und Suko bremste neben ihm ab.

Marek kurbelte die Scheibe nach unten. Feuchte Luft quirlte ihnen entgegen. »Da siehst du ihn.«

»Wohin jetzt?«

»Behalte die Richtung bei.«

Suko stieg zuvor noch aus und untersuchte den Strang. Nickend

setzte er sich wieder hinter das Lenkrad. »Es stimmt«, sagte er, »auf diesen Schienen ist ein Zug gefahren.«
»Und ob.«
»Weiterfahren.«
Sie blieben in Sichtweite des Gleises, so lange dies der Weg erlaubte.
Mittlerweile war auch die Dämmerung über das Tal hereingebrochen. Da halfen auch die Lichter der Scheinwerfer nicht viel. Der Nebel verschluckte sie bereits nach wenigen Metern.
»Bist du hier schon einmal gewesen?« erkundigte sich Suko.
»Ja.«
»Wann hören die Schienen auf?«
»So genau kann ich dir das nicht sagen. Irgendwann sind sie plötzlich zu Ende.«
Die beiden Männer rollten durch die Einsamkeit des Karpatentals.
Die drohenden Schatten der Berge begleiteten sie. Kein Mensch ließ sich weit und breit blicken. Die Wälder standen dicht wie ein Wall, als hielten sie ein Geheimnis verborgen, hinter das niemand je kommen sollte. Es war schon eine gruselige und unheimliche Gegend, ideal für den alten, modrigen Horror, für die Angst und auch ideal für Figuren wie Graf Dracula, der in einem düsteren Karpatenschloß gelebt hatte und um dessen Person sich zahlreiche Legenden rankten.
Es dauerte tatsächlich nicht mehr lange, da war der Schienenstrang plötzlich verschwunden.
Suko hatte es ebenfalls bemerkt, hielt an, stieg aus und kehrte achselzuckend zurück. »Keine Chance mehr«, meldete er.
»Das habe ich dir ja gesagt.«
»Wir fahren zurück, bis wir den Beginn gefunden haben.«
Marek widersprach nicht. Wenig später hielten sie am Ende des Schienenstrangs. Es war kein Prellbock vorhanden, die Strecke lief einfach nicht mehr weiter. Das hohe Gras hatte das Metall überwuchert.
Suko knickte die Halme und winkte Marek zu sich heran. »Schau dir das an.«
»Die sind ja blank«, staunte der Pfähler.
»Genau.« Suko richtete sich wieder auf. »Meiner Ansicht nach muß der Zug hier gestartet sein.«
»Ja, das ist möglich.«
Der Inspektor schaute sich um. Sie befanden sich auf einem flachen Gelände. Es war nicht nur mit hohem Gras bewachsen, auch menschengroße Sträucher schränkten ihre Sicht ein. Die Zweige bewegten sich wie kahle Zitterarme im Wind.
»Willst du hier warten?« fragte Marek.
Suko schaute auf die Uhr. »Wann ist der Zug denn immer gekommen?«

»Er war relativ pünktlich. Meist aber so gegen Mitternacht. Mal vorher, mal nachher.«

»Ich frage mich natürlich«, murmelte Suko, »ob er heute noch fährt. Ich meine, in dieser Nacht.«

»Weshalb sollte er nicht?«

»Ist doch klar. Sie haben John.«

Der Pfähler kam nicht ganz mit. »Soll das heißen, daß ihre Aufgabe damit beendet ist?«

»Man könnte es so sehen.«

»Es hieße aber, daß sie auf John Sinclair gewartet haben. Woher wußten sie, daß er kommen würde?«

»Nicht unbedingt nur auf John. Vielleicht haben sie auf einen Menschen gewartet.«

»Hm. Du machst es verdammt kompliziert, Suko.« Marek wechselte das Thema. »Okay, wir wissen jetzt mit einer relativen Bestimmtheit, daß der Leichenzug von hier gestartet ist. Aber er ist nicht mehr vorhanden. Wo steckt er?«

»Am Ziel.«

»Bleibt er dort?«

»Sag mal, Marek, hast du den Zug stets nur in eine Richtung fahren sehen oder auch mal in die andere?«

»Nur in eine Richtung.«

»Dann muß er immer wieder zurückgefahren sein.«

»So sehe ich das.«

Suko schabte über sein Kinn. »Es ist schlimm, vielleicht haben wir einen Fehler gemacht. Jedenfalls können wir relativ sicher sein, daß wir hier nicht mehr finden werden.«

»Also zum Ziel.«

»Soweit es möglich ist, ja.«

Sie wollten schon einsteigen, als etwas passierte, daß sie von ihrem Vorhaben abhielt.

Aus der Gegenrichtung und aus der Ferne vernahmen sie ein rumpelndes, ratterndes Geräusch.

Marek stieß Suko an. »Verdammt, das ist er! Das ist der Zug, Suko. Wir haben Glück…«

Die letzte Bemerkung wollte der Inspektor nicht unbedingt unterschreiben…

***

Aus der Wunde floß *mein* Blut!

Nicht sehr schnell und auch nicht wie Wasser aus einem geöffneten Kran, nein, es tropfte nur, näßte aber den Boden. Ich hatte die Gestalt noch immer nicht sehen können, die mir den Schnitt zugefügt hatte, aber sie war noch vorhanden und schnitt ebenfalls in meinen rechten

Arm die kleine Wunde.
»So«, hörte ich die Stimme, die eigentlich von überall herkommen konnte. »Jetzt wird es fließen und uns erretten. Was zu Staub geworden ist, wird wieder mit einem Leben erfüllt werden, auf daß die alten Zeiten der Blutsauger anbrechen.«
»Welches Leben denn?« rief ich keuchend. »Ein untotes Leben, ein Leben ohne Seele. Mehr ist es nicht.«
»Ja, das weiß ich. Aber ein untotes Leben ist für uns das gleiche.«
»Wer seid ihr denn?«
»Die Vampire vom Blutberg.«
»Ach so. Habt ihr hier gehaust?«
»Ja, das war unsere Heimat. Vor langer Zeit wurden wir von den Menschen gejagt. Es war auch zu der Zeit, als hier im Land ein sehr mächtiger Fürst regierte.«
»Vlad Dracula?«
»Richtig. Er liebte den Vampirismus, ohne selbst ein direkter Vampir gewesen zu sein. Wir aber waren die echten Blutsauger. Wir wollten zu ihm. Leider erfuhren das gewisse Menschen, die uns in diesen Berg hineintrieben, um uns zu töten. Man pfählte uns der Reihe nach und schaute dann zu, wie wir zu Staub zerfielen. Nur hatten unsere Feinde einen Fehler gemacht, ohne es gewollt zu haben. Sie zogen nach der Pfählung die Pflöcke wieder aus unseren Körpern hervor, denn sie sahen den Staub und dachten, es wäre erledigt. Das war es nicht. Man schaufelte den Staub in die Särge und rollte Felsen vor den Eingang einer Höhle. Allerdings rechneten die Menschen nicht damit, daß die Zeit nicht stehenbleiben würde. Irgendwann einmal fand man hier ein wertvolles Metall. Es war kein Silber oder Gold, irgendein Erz. Jetzt wurde der Berg wieder geöffnet, weil man das Erz ja abbauen mußte. Man baute eine Eisenbahnstrecke, und irgendwann fand man die Särge. Da bekamen es die Arbeiter mit der Angst zu tun. Sie verließen fluchtartig diesen Platz und kehrten nicht mehr zurück. Der Berg aber war offen, und ich hatte besser überlebt.«
»Weshalb?«
»Man zündete mich an. Mir gelang jedoch die Flucht. Mein Fleisch verbrannte ebenso wie die Kleidung, aber das Gerippe blieb, und auch das Leben. Ich war stark, ich war mächtig, ich habe einmal herrschen können. Mein Namen lautete Kesko.«
»Nie gehört.«
Der Unheimliche lachte. »Du hast zu weit weg gelebt, aber in Siebenbürgen kannte man mich als den Schwarzen Mann. Ich tauchte in der Nacht auf und holte mir meine Opfer. Das werde ich wieder tun, denn dein Blut wird mir und meinen Freunden die Kraft geben. Es brauchte nicht viel zu sein, wenige Tropfen reichen. Spürst du nicht, wie unruhig die Geister bereits werden?«

»Nein.«
»Dann warte ab.«
Nach diesen Worten entfernte Kesko sich wieder. Ich hatte einen Teil der Lösung erfahren. Diese Vampire hätten tatsächlich nicht mehr zurückkehren dürfen, wenn es die Menschen damals richtig angegangen wären. So aber hatte ich mit ihnen meine Probleme.
War es ein Hauch, ein leichter Windstoß, der über die Haut in meinem Gesicht fuhr?
Oder berührten mich bereits knöcherne Finger um mir klarzumachen, daß aus diesem Streicheln auch ein tödliches Ende werden konnte?
Je mehr Zeit verstrich und auch dieses Gefühl nicht nachließ, um so unwohler wurde mir.
Sie waren da, sie bewegten sich in meiner unmittelbaren Nähe, und ich bekam sogar eine Erklärung aus dem tiefen Dunkel der Berghöhle.
»Es sind die Geister, die dich umstreichen, Mensch. Die Geister allein werden dafür sorgen, daß du ihnen ihr Blut gibst.«
»Sag mir wenigstens, wieviel Zeit vergangen ist?« keuchte ich.
»Die Sonne hat sich einmal gedreht.«
Das war zwar nicht korrekt ausgedrückt, dennoch bekam ich einen Schreck. Dann hatte ich ja einen Tag hier gelegen!
»Wir haben abgewartet«, hörte ich Kesko wieder sprechen. »Du solltest erst erwachen. So lange pflegte ich dich.«
»Vielen Dank! So etwas bezahle ich stets mit Silber.«
»Du sollst nicht reden, konzentriere dich.«
»Das war auch besser so, obwohl mir die verdammten Geräusche überhaupt nicht gefielen.«
An den beiden Seiten vernahm ich das Stöhnen, Schmatzen und auch widerlich klingendes Schlürfen. Jemand war damit beschäftigt, das Blut aufzulecken, das aus meinen Wunden tropfte. Da huschte etwas kalt über meine Arme, dann hüllte es meinen gesamten Körper ein. Ich nahm den Geruch wahr, der nach tiefer Gruft und altem Moder stank.
»Die Geister der Vampire umgeben und umtanzen dich«, vernahm ich Keskos Erklärungen. »Sie laben sich an deinem Blut, um endlich wieder die Kraft zu bekommen, die ihnen zusteht.«
»Darauf kann ich verzichten. Brauchst du die Kraft denn nicht?«
»Ich werde der letzte sein. Ich mache gewissermaßen den Abschluß, einen endgültigen.«
Mit so etwas hatte ich schon gerechnet. Einen endgültigen Abschluß. Das konnte für mich ebenfalls das Ende bedeuten. Da der Knöcherne ebenfalls ein Vampir gewesen war, würde es ihm sicherlich nichts ausmachen, mir seine Hauer in den Hals zu schlagen und das restliche Blut auszusaugen. Keine angenehme Vorstellung, verdammt!
Neben mir zitterte, zirkulierte und vibrierte es. Trotz meiner bescheidenen Lage hätte ich gern gesehen, was da über die Bühne lief,

aber das bekam ich nicht zu sehen.

Ich bekam auch etwas anderes mit.

Eine Berührung – kalt, eisig…

War das schon eine Hand? Ich rührte mich nicht. Selbst das Beben meiner Lippen erstarrte. Die Worte des untoten Kesko wollten mir nicht aus dem Kopf. Er hatte davon gesprochen, daß sich die Vampirgeister regenerieren würden.

Im Klartext hieß dies: Aus dem Staub entstanden Körper. Untote Leiber, die nach Blut gierten. Hier braute sich eine große Gefahr zusammen, und ich war praktisch das auslösende Moment, lag da und konnte nichts unternehmen.

Vielleicht hatte ich auch zu lange gezögert und mich ablenken lassen, jedenfalls war es jetzt zu spät. Ich hörte bereits, daß die Gestalten entstanden waren.

Und Kesko freute sich ebenfalls. »Ja, das seid ihr. Es ist wunderbar. Wir haben es geschafft. Die alten Blutsauger sind zurückgekehrt. Jetzt werden wir dort weitermachen, wo wir damals aufgehört haben, als man uns vernichtete.«

Ich lauschte auf seine Sprüche und dachte gleichzeitig an mein Kreuz. Okay, es würde mir nicht gelingen, es unter meiner Kleidung hervorzuholen, aber ich konnte es durch das Sprechen der Formel aktivieren und somit eine Gegenmagie aufbauen.

Nur brachte mich das nicht weiter. Diese Kraft des Lichts schaffte vieles, leider brachte sie es nicht fertig, mir auch die Fesseln zu lösen.

Also abwarten.

»Noch ein wenig«, flüsterte Kesko. »Ja, noch ein wenig. Ihr habt es gleich geschafft. Es ist unglaublich, einfach wunderbar. Ich selbst kann es nicht fassen.« Der alte Vampir, der als Skelett herumlief, war schier aus dem Häuschen.

Ich wollte etwas fragen, als ich plötzlich keine Luft mehr bekam.

Es war eine harte Knochenklaue, die sich mit gespreizten Fingern um meine Kehle gelegt hatte.

Dort blieb sie liegen, ohne allerdings zuzudrücken. Auch ich rührte mich, vernahm dann die Stimme des Skeletts Kasko. »Ich könnte dich jetzt töten, ich brauchte nur zuzudrücken, aber für dich habe ich ein anderes Ende vorgesehen. Dein Blut wird auch mir noch reichen, um wieder ins Leben zurückzukehren.«

Das glaubte ich ihm zweifelsfrei. Nur wollte ich, wenn eben möglich, es nicht soweit kommen lassen.

Er nahm seine Klaue wieder zurück. Ich holte tief Luft, auch der Druck hinter den Schläfen verschwand.

Dann vernahm ich die Schritte.

An den Geräuschen erkannte ich, daß sich Kesko entfernte. Wohin er ging, sah ich nicht, aber er entfernte sich doch ziemlich weit.

Wenn mich nicht alles täuschte war sein Ziel der Hintergrund des Berges, und zwar dort, wo sich auch der Ein- oder Ausgang befand.

Von seinen Vampiren vernahm ich keinen Laut. Wahrscheinlich umstanden sie mich regungslos.

Dann knarrte etwas. Ein Quietschen erklang ebenfalls. Ich lag so günstig, daß ich nach vorn schauen konnte, wo die Dunkelheit einen grauen, exakten Ausschnitt bekam.

Der Knöcherne hatte die Stollentür geöffnet. Viel brachte es auch nicht, erst wenig später, als zwei Laternen leuchteten, konnte ich mehr erkennen.

Ihr gelbgoldener Schein tanzte auch durch das Berginnere. Er erfaßte nicht nur die Schienen, die Lok und den Wagen, er tanzte ebenfalls über die Gestalten, die einmal Staub gewesen waren und sich nun auf furchtbare Art und Weise verändert hatten, so daß selbst mir, der ich einiges gewohnt war, der Atem stockte…

***

Mein Blut, vermischt mit ihrem Staub, hatte aus den Gestalten zombiehafte Wesen mit bleichen, grauen Gesichtern geformt. Säbelzahnartige Vampierhauer besaßen sie, die aus den Oberkiefern hervorstachen und manchmal so lang waren, daß sie mit ihren Spitzen schon leicht gegen die kaum erkennbaren Unterlippen tickten.

Sie waren noch schwach. Mehr als die Hälfte hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Sie torkelten wie Betrunkene, übersahen manchmal die Särge, schlugen mit ihren blanken Füßen gegen das Holz, fielen auch mal hin, rafften sich aber sehr rasch wieder hoch und starrten aus blassen Augen dorthin, wo das Blut war – eben zu mir.

Ich mußte zwangsläufig ruhig liegen bleiben. Kesko hatte sich nicht verändert, bis eben auf eine Kleinigkeit. Aus dem großen Loch in seinem Schädel, das einmal ein Mund gewesen war, wuchsen ebenfalls zwei spitze Hacker.

Der Beweis dafür, daß es sich bei ihm ebenfalls um einen gefährlichen Blutsauger handelte.

Noch taten sie nichts. Sie erhoben sich, sie regenerierten, aber Kesko trat an mich heran.

Er senkte den Schädel und starrte mich an. Ich schaute zu ihm hoch. Mein Blick traf leere Augenhöhlen, durch die ab und zu der Widerschein des Laternenlichts zuckte.

»Es sind meine Gefolgsleute, meine Freunde. Selbst die lumpige Kleidung ist bei dieser Regeneration wieder entstanden. Das ist der kalte Horror, die nackte Angst, der Beginn einer großen Offensive. Wir werden uns die Menschen der Reihe nach holen. Keiner wird je verschont werden. Wir, die Vergessenen vom Blutberg. Er wird auch

für dich die Endstation sein, du Blutspender.«

»Und was ist mit ihnen? Weshalb gehen sie nicht?«

»Keine Sorge, sie werden schon verschwinden. So, wie ich es will. Sie werden sich in den Wagen setzen, der Zug wird sie abtransportieren und wieder einmal mit ihnen eine Fahrt beginnen. Nun aber liegen sie nicht mehr als Staub in ihren Särgen, das hat sich alles geändert. Sie werden in den Wagen klettern, aus den Fenstern schauen und sich daran erfreuen, wie die Menschen vor Angst vergehen werden, wenn sie in die Orte einfallen und Rache nehmen.«

Schon oft genug hatten mir mächtige Dämonen trostlose und düstere Zukunftsperspektiven aufgezeichnet. Bisher hatte es nie richtig gestimmt. Die vollen Versprechungen waren niemals eingetroffen.

In diesem Moment sah es für mich ziemlich ungünstig aus. Ich war gefesselt, den Feinden ausgeliefert und sah auch keine Chance, aus eigener Kraft loszukommen.

Natürlich dachte ich an meinen alten Freund Marek. Er war der große Vampirhasser, der nicht umsonst den Kampfnamen »Pfähler« bekommen hatte. Aber konnte er es allein schaffen, sich dieser verfluchten Meute zu stellen? Daran zu glauben, fiel mir schwer. Es waren einfach zu viele Vampire. Zudem wußte ich nicht, wie Marek den Sturz vom Wagen überstanden hatte. Schließlich war auch noch der verdammte Sarg auf seinen Körper gekippt. Und Totenkisten haben ihr Gewicht.

Ob Kesko meine Gedanken erraten hatte oder nicht, ich konnte es nicht sagen. Jedenfalls redete er ähnlich, wie ich gedacht hatte. »Hilfe«, drang es aus seinem Maul, »wirst du nicht bekommen. Du bist allein, du bist in unserer Gewalt, wir werden dir den letzten Rest deines Blutes nehmen, das verspreche ich.«

»Schon gut«, entgegnete ich lässig.

Von der Seite her stürmte eine bleiche Gestalt heran. Bleich war nur das Gesicht, die Kleidung starrte vor Schmutz. Der Vampir hatte sein Maul weit geöffnet. Etwas Graues, wahrscheinlich einen Teil der Zunge, hing hervor wie ein alter Strumpf.

Er fiel mir entgegen, lechzte nach meinem Lebenssaft und hätte es bestimmt auch geschafft, aber ich war Keskos Beute, und die sollte ich auch bleiben.

Er fuhr herum, seine Knochenarme schlugen zu. Sie droschen seitlich gegen die Gestalt des Monstrums und schleuderten es herum.

Der Vampir fiel rücklings auf einen der Särge, der seinem Gewicht nicht standhalten konnte und krachend zerbrach, als wäre eine Haselnuß von zwei Zangen geknackt worden.

Die anderen schauten zu. Sie taten nichts, um ihren Artgenossen zu unterstützen, der sich aus den Sargtrümmern herausdrehte und schwerfällig aufstand.

Er stierte ins Leere. Sein Maul stand offen. Die Vampirzähne blinkten wie Perlmuttspitzen.

Kesko verließ mich wieder. Er schnappte sich den nächstbesten Blutsauger und schüttelte ihn durch.

Der Vampir begann zu fauchen. Dabei fiel sein Kopf in den Nacken. Aus dem weit geöffneten Maul drangen die Geräusche der für mich nicht sichtbaren Höhlendecke entgegen.

Als Kesko ihn losließ, kippte er nicht mehr. Er schwankte zwar, doch er hielt sich auf den Beinen, und das bleiche Vampir-Skelett war hoch zufrieden, was es durch ein Nicken andeutete.

Acht Särge hatten auf dem Wagen gestanden. Einer war von Marek aus dem Fenster gezogen worden.

Blieben sieben.

Sieben mit Vampirstaub gefüllte Särge, die ihre Pflicht getan hatten. Durch mein Blut waren sie wieder zu den furchtbaren Bestien geworden, die sie einmal gewesen waren, und sie besaßen bereits die Kraft und Stärke, um auf die Reise geschickt werden zu können.

Kesko trieb sie zusammen, wie ein Schäfer seine Herde. Er scheuchte sie, und sie gehorchten ihm.

Jeder von ihnen geriet noch einmal in den Schein der Leuchten.

Ihre Gesichter waren zum Fürchten. Fratzen, wie sie sich ein Maler kaum schauriger ausdenken konnte. Die Haare reichten bis zur Schulter. Einer von ihnen besaß eine Wunde im Gesicht, die vernarbt war und wie ein Fanal auf der Wange leuchtete.

Dieser Vampir ging als letzter und beendete die Reihe. Kesko blieb vor ihnen stehen. Er kam mir vor wie ein Spieß, der seinen Soldaten letzte Anweisungen geben wollte.

Im Gesicht des Skeletts rührte sich nichts. Die Stimme drang aus seinem Maul wie ein Totengruß der Hölle. Er redete mit ihnen, ich aber verstand kein Wort von dem, was er sagte. Es war mehr ein Fauchen, ein Gurgeln, doch die Blutsauger verstanden ihn. Sie hatten seinen Befehl mitbekommen und führten ihn auch aus, als er sich abdrehte und mit seinem Knochenfinger auf die Lok und den Wagen wies.

Brav wie gelehrige Schüler setzten sie sich in Bewegung. Hintereinander bestiegen sie den Wagen. Durch meine waagerechte Lage konnte ich alles sehr gut erkennen.

Auch Kesko schaute zu. Der Skelett-Vampir befand sich am Ziel seiner Wünsche, daran gab es nichts zu rütteln. Mit keiner Regung zeigte er an, daß er dieses Ziel erreicht hatte.

Die Blutsauger verteilten sich in dem alten Waggon. Ich kannte ihn ja. Als Sitzplätze dienten ihnen Holzbänke, wie würden also genügend Platz finden.

Der glatzköpfige Blutsauger streckte seinen Schädel wie zum letzten

Gruß noch einmal durch ein offenes Fenster. Das Gesicht mit der dünnen, bleichen Haut verzog sich, als er grinste.

Noch stand der Zug. Ich war gespannt, wie und wann er anfahren würde. Außerdem war er nicht gedreht worden. Die Lok mußte den Waggon jetzt schieben.

Wie groß waren die magischen Kräfte, des Vampir-Skeletts, das jetzt in das Führerhaus der Zugmaschine stieg? Es gab Dämonen, die konnten tote Materie steuern und bewegen. Ich hatte schon Autos fahren sehen, ohne daß jemand hinter dem Lenkrad gesessen hätte. Nur durch dämonische Kraft geleitet.

So war es auch hier.

Durch die Maschine ging ein Ruck. Genau in dem Augenblick, als es im Führerhaus kurz aufglühte. Ein Schütteln packte die Lok ebenfalls. Es sah so aus, als wollte sie nicht fahren. Dieser Zustand aber dauerte nicht mal zwei Sekunden an.

Die Räder drehten sich auf den Schienen. Erste Funkenbahnen zogen sprühend ihre Halbkreise, dann war der Schub groß genug, um den Wagen in Bewegung zu setzen.

Sehr langsam wurde er vorgedrückt. Die Räder hatten gegriffen.

So leicht würde der Zug nicht mehr zu stoppen sein. Und wenn, dann wieder nur auf magische Art und Weise.

Blieb das Skelett im Fahrerhaus?

Nein, es wollte sein Versprechen wahrmachen, bewegte sich auf den Ausstieg zu und sprang ab. Als es aufprallte, sah es für einen Augenblick so aus, als würde es zusammenbrechen oder zusammenklappen, doch es hielt sich. Kesko wollte sein Versprechen, mich zu töten, unbedingt in die Tat umsetzen.

Das Skelett hatte sich wieder gefangen und stemmte sich hoch.

Dann ging es zwei, drei Schritte zurück, um dem Zug nachzuschauen, der den Ausgang noch immer nicht erreicht hatte.

Er fuhr bereits innerhalb des dichten Laternenscheins, dann war der Wagen durch, die Lok folgte, der Zug hatte den Berg verlassen und rollte durch die freie Gegend.

Das Skelett aber blieb zurück. Es drehte sich auf der Stelle. Jetzt war ich an der Reihe.

Kesko kam auf mich zu. Bei einem Knöchernen konnte man nicht davon sprechen, daß auf seinem Gesicht Triumph lag. Auch hier sah ich diesen Ausdruck nicht, doch ich spürte ihn regelrecht. Das Skelett hatte mich in der Hand, so dachte es.

Mir fiel auf, daß die Finger etwas umklammerten. Zuerst glaubte ich an einen langen Stein, die Spitze vorn jedoch irritierte mich.

Nein, das war kein Stein, so sah ein Messer aus!

Ich schluckte.

Vampire beißen. Sie schlagen ihre Hauer in die Adern der Menschen,

um auf diese Art und Weise an das Blut zu gelangen. Es gab allerdings auch andere Methoden, wie ich leider erkennen mußte.

Wenn Kesko mich mit dem Messer tötete und die richtige Stelle traf, dann…

Ich dachte lieber nicht weiter und versuchte, ihn mit Worten von seinem Plan abzubringen. »Bist du ein echter Vampir? Bestimmt nicht. Vampire beißen, sie benötigen kein Messer, wie du eins hast.«

»Na und?«

»Willst du mich mit der Klinge töten?«

»Ja!«

»Und dann?«

»Ich werde mich laben. Dein Blut wird…«

»Schon gut, Kesko, schon gut. Ich kenne das verdammte Ritual leider zu genau.«

»Ja, du hast dir dein Ende redlich verdient. Ich spüre, daß du ein besonderer Mensch bist. Du hast etwas an dir, das mich abschreckt. Deshalb bin ich dir, als du bewußtlos gewesen bist, auch nicht zu nahe gekommen. Ich habe nachgedacht, wer du sein könntest, aber ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Zu lange habe ich dahinsiechen müssen.«

»Willst du wissen, wer ich bin?«

Er überlegte einen Moment. In der Ferne verklang allmählich das Geräusch des davonrollenden Zuges.

»Ja, sag es mir.«

»Ich heiße John Sinclair. Man nennt mich einen Geisterjäger, und ich habe schon mehr Blutsauger zur Hölle geschickt, als du je in deinem untoten Dasein gesehen hast.«

Er wartete darauf, ob ich noch etwas hinzufügen würde, aber ich hielt den Mund.

»Auch wenn es so gewesen sein sollte!« erklärte er mir. »Diesmal bist du der Verlierer. Du kannst dich nicht rühren. Wir haben dich gefesselt, wehren ist nicht möglich.« Während dieser Worte war er noch näher gekommen und stellte sich breitbeinig über mich.

In der rechten Knochenklaue hielt er das Messer. Es war eine dunkle Klinge. Vielleicht auch uralt. Aber sie war verdammt spitz und würde mir den Tod bringen.

Ob Kesko zielte oder nicht, das war von mir nicht festzustellen. Jedenfalls hob er seinen rechten Arm noch einmal an, um weit auszuholen. »Dein Blut!« brüllte er. »Dein Blut wird mein Leben ewig währen lassen!«

Ich schrie dagegen.

Und zwar die Formel, die das Kreuz aktivierte. Alles oder überhaupt nichts.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

***

»Das ist tatsächlich ein Zug.« Marek wollte es nicht glauben. Er sprach die Worte kopfschüttelnd. Dann schaute er Suko an, der ebenfalls verwundert aussah und seinen Blick über den Schienenstrang gleiten ließ. »Was sagst du dazu, Suko?«

»Das ist nicht nur ein Zug, das ist *der* Zug. Der, den wir suchen, mein Freund.«

»Mit John?«

»Wer weiß es.«

Sehen konnten sie ihn nicht, er war unbeleuchtet, nur hören. Die Geräusche der über den Schienenstrang laufenden Räder klangen ihnen zwar entgegen.

»Er muß hier stoppen«, sagte Marek. »Verdammt, das muß er einfach. Es geht nicht mehr weiter!«

»Stimmt.«

»Was machen wir?«

Suko schaute sich um. Es gab genügend natürliche Deckungen.

Da Marek zögerte, faßte Suko ihn am rechten Ellbogen an und zog ihn weg, vom parkenden Wagen und zwischen die hohen Sträucher in Deckung.

Dort blieben sie stehen.

In Mareks Gesicht arbeitete es. Seine Wangenmuskeln zuckten ebenso wie die Lippen. Er war ein Mensch, der die Blutsauger nicht nur haßte, er roch sie auch.

»Ich sage dir, Suko, das sind Vampire, die da ankommen. Da liegt kein Staub mehr in den Särgen. Die haben es geschafft. Ich… ich kann dies merken.«

»Wahrscheinlich.«

Suko schaute nach rechts. Dort mußte die Lok erscheinen. Noch tat sich nicht viel. Nur der Dunst bewegte sich, als würde er von einem gewaltigen Quirl langsam umgerührt.

Dann schob sich ein Schatten in die ebenfalls graue Nebelmasse.

Ein gewaltig anmutendes Gebilde, eckig, kastenförmig, aber keine Lokomotive.

Das hatte auch Marek mitbekommen. »Verdammt noch mal, da ist keine Lok. Rollt der Wagen allein?«

»Die Lok ist dahinter. Sie schiebt ihn.«

»Ach so – ja.«

Sie bewegten sich schleichend vor, es würde nur mehr Sekunden dauern, bis der Mini-Zug das Ende der Strecke erreicht hatte und zwangsläufig stoppen mußte.

Schon griffen die Bremsen.

Suko und Marek hörten das Quietschen. Sie sahen auch die Funken an den Rändern, die dort sprühten und ihre blitzenden Signale

hinterließen. Lok und Wagen ruckten. Sie schüttelten sich – und standen.

Marek wollte vorlaufen. Seinen Eichenpflock hielt er in der Rechten, aber Suko hielt den Rumänen zurück. »Noch nicht. Wir machen es vorsichtig. Ich möchte erst sehen, ob der Wagen besetzt ist. Wenn ja, was die Gestalten vorhaben.«

»Es sind Vampire, glaub es mir.«

»Sicher.«

Suko hatte dafür gesorgt, daß Marek hinter ihm blieb. Durch die Zweige war ihre Sicht doch ziemlich beeinträchtigt gewesen. Jetzt, als sie sich vorschoben, klappte es besser.

Freier Blick!

Die Lok hatte den Wagen tatsächlich geschoben. Auf der eingleisigen Strecke gab es keine Wendemöglichkeit. Beide standen ruhig auf dem Gleis. Hinter den offenen Fenstern erkannten Suko und Marek keine Bewegung. Wenn der Wagen mit Vampiren besetzt gewesen war, verbargen die sich in guter Deckung.

»Entern?« fragte Marek.

Suko nickte.

»Wir können von zwei Seiten…«

»Nein, laß mal. Wir steigen auf einer Seite ein. Lauf du zur Vordertür, ich kümmere mich um die hintere.«

Noch wallte zwischen ihnen und ihrem Ziel der Nebel in dicken, dichten grauen Schwaden. Wenn Vampire aus dem Fenster schauten, hätten sie die beiden nicht sehen können.

»Klar?« fragte Suko noch einmal.

Marek, der wie unter Strom stand, nickte. Er fieberte innerlich, und seine Augen glänzten.

»Start!« zischte Suko.

Sie rannten los. Es sah aus, als würden sie durch Watte oder dünnes Wasser laufen. Marek orientierte sich zur rechten Seite hin, während Suko zum Ende des Wagens lief.

Fast gleichzeitig erreichten sie die Türen. Der Pfähler vielleicht um eine Idee früher.

Er schlug auf die Klinke, riß die Tür auf und wollte sich hochschwingen, als vor ihm die Fratze des glatzköpfigen Vampirs erschien und sich eine Klaue mit Vehemenz um Mareks Kehle legte…

***

Gleichzeitig versuchte auch Suko, die hintere Tür zu öffnen – und hatte Pech. Sie war verschlossen, womit der Chinese nicht gerechnet hatte. Hinter seiner Attacke lag soviel Schwung, daß er mit der Hand am feuchten Griff abrutschte und regelrecht gegen die Tür rannte. Sekundenlang verlor Suko die Kontrolle. Er hätte hochschauen sollen,

wo sich über ihm das Fenster befand.
Eine Gestalt beugte sich heraus. Sie hielt etwas Langes in der Hand und drosch damit zu.
Suko bekam den Treffer mit. Die Stange erwischte ihn an der Wange, am Ohr und am Hals. Der Inspektor brach nicht zusammen, sah aber einige Sterne vor seinen Augen auffunkeln. Sie brannten ein Feuerwerk ab. Unwillkürlich suchte Suko nach Halt. Er fand ihn, als er gegen den abgestellten Fiat prallte.
Dort mußte er sich erst zurechtfinden. Sein Blickfeld war noch verschwommen. Der Nebel tat sein übriges, so daß Suko nicht viel mitbekam. Trotzdem vernahm er ein typisches Geräusch.
Der Zug rollte an!
Das Rattern, das scharfe Schleifen der Räder, all dies sorgte dafür, daß sich Sukos Sinne wieder klärten.
Er dachte an Marek, torkelte einige Schritte vor und sah auch seinen rumänischen Freund.
Der Pfähler klammerte sich mit einer Hand am oberen Rand der offen schwingenden Tür fest. Aus der Tür aber ragte der Arm eines Vampirs.
Der Blutsauger wollte Marek zu sich heranholen!

***

Der plötzliche Griff der kalten Vampirhand um seine Kehle hatte Marek geschockt. Mit einer so schnellen hatte er nicht gerechnet, und selbst der Pfahl konnte ihm in diesem Augenblick nicht helfen.
Er tat instinktiv das einzig Richtige, schleuderte seinen Körper zurück und entkam auch dem Griff des Blutsaugers, wobei er einige Hautfetzen an Mareks Hals abriß.
Marek schlug seinen freien Arm nach oben. Er konnte sich am Rand der aufschwingenden Tür festklammern, aber der Vampir hatte sich noch immer nicht zurückgezogen.
Er wollte Marek nach wie vor. Hinter ihm erschienen schemenhaft die Gesichter der anderen Blutsauger.
Mareks Chancen sanken, denn auch der Zug fuhr wieder an, als würden ihn geheimnisvolle Kräfte lenken.
Noch einmal griff der Blutsauger zu.
Marek rammte den rechten Arm vor.
In der Hand hielt er seinen Pfahl. Und das alte Eichenholz traf.
Der Blutsauger stieß ein Geräusch aus, wie es der Pfähler in letzter Zeit selten vernommen hatte. Eine Mischung zwischen Blubbern und Röcheln. Er dachte nicht mehr daran, das Opfer zu sich zu holen. Dicht hinter der Tür blieb er noch schwankend auf beiden Füßen stehen, bevor er nach vorn und genau auf Marek zukippte.
Frantisek glaubte auch, Sukos Schreie zu hören, dann prallte der

Körper des sterbenden Vampirs schon gegen ihn. Die Kräfte des Rumänen waren nicht mehr die eines jungen Mannes. Marek konnte sich nicht mehr halten. Seine linke Hand rutschte von der oberen Türkante ab. Die Geschwindigkeit tat ihr übriges, und Marek fiel zusammen mit der leblosen Vampirhülle vom Trittbrett des Leichenzugs.

Vom Schotterbett des Gleises war nichts mehr zu sehen. Das Gras war so hoch gewachsen, daß es einen dichten Teppich bildete, der Mareks Aufprall stark dämpfte. So verstauchte oder brach er sich wenigstens nichts.

Trotzdem rollte er sich einige Male um die eigene Achse, bevor er wieder hochkam, knien blieb und den Eichenpflock umklammert hielt, als hinge davon sein Leben ab.

Suko torkelte herbei. Der Schlag mit der Stange hatte bei ihm eine Platzwunde hinterlassen, aus der ein dünner Blutstreifen rann, für die Vampire wo etwas wie ein Köder.

»Und?« fragte der Inspektor keuchend, als er neben Marek stehenblieb.

»Der ist hin.«

»Und der Zug weg.«

Marek kam hoch und bog den Rücken durch. »Ich habe nichts abbekommen«, erklärte er. Er spie aus. »Scheiße«, sagte er und starrte auf die Reste des Blutsaugers, die nur mehr blasse Asche waren und von Mareks Füßen durcheinander gewirbelt wurde. »Was jetzt?«

»Hinterher.«

»Du bist gut. Kannst du so schnell laufen?«

»Nein, aber fahren!«

»Klar, der Wagen!« Marek schlug gegen seine Stirn. »Bin ich ein Idiot.« Er lief diesmal als erster. Suko hatte Mühe, Schritt zu halten, der Hieb hatte ihn härter getroffen, als er zugeben wollte. Erst am Fiat sah der Pfähler, was mit seinem Freund geschehen war.

»Kannst du überhaupt fahren?«

»Zur Not schon.«

»Dann mache ich es.« Frantisek Marek warf sich hinter das Lenkrad. Er bekam von Suko den Schlüssel. Glücklicherweise machte der Motor des Fiat keine Schwierigkeiten. Er war noch warm genug, um sofort anzuspringen. Marek war zwar ein Autofahrer, aber kein guter. Er würgte den Motor zweimal ab, machte mit dem Auto Bocksprünge, als wäre das Fahrzeug eine Ziege, und kam zunächst recht mühsam vom Fleck.

Das legte sich sehr schnell. Da kannte der alte Pfähler auch keine Rücksicht. Er scheuchte den Wagen durch das Gelände, als wäre der Fiat ein alter Ackergaul.

Suko, der noch unter der Attacke zu leiden hatte, trafen die kurzen,

harten Schläge voll. Jeder Stoß kam bei ihm durch. Darauf durften sie keine Rücksicht nehmen. Hier ging es einzig und allein um den schnellen Erfolg.

Der Nebel war leider noch dichter geworden. Als wäre er kübelweise von den Hängen der Berge ausgeleert worden, trieben die grauweißen Schwaden in das Tal.

Von einer Sicht konnte kaum noch gesprochen werden. Wenn die es schaffen, ohne den Wagen frontal gegen ein Hindernis gesetzt zu haben, konnten sie froh sein.

»Dieser Vampir war doch nicht allein – oder?« erkundigte sich der Inspektor.

»Auf keinen Fall.«

»Auf wie viele Helfer kann er noch zählen?«

»Weiß ich nicht«, erwiderte Marek. »Es ging alles viel zu schnell. Ich kam nicht dazu, die Gesichter zu zählen. Außerdem wollte ich da nur raus, du verstehst?«

»Klar.«

Marek konzentrierte sich auf die Fahrerei. Suko mehr auf seinen Kopf, wo noch immer das Blut aus der Wunde rann. Die Stange hatte ihn hart erwischt. Mit einem Taschentuch reinigte Suko sein Gesicht.

»Das war kein Spaß, nicht wahr?«

»Bestimmt nicht.«

»Der Vampir, der mir an den Kragen wollte, war nicht bewaffnet.«

»Vampire sind selbst eine Waffe.«

Marek nickte. »Da hast du recht. Aber wenn sie zusätzlich noch anfangen, sich zu bewaffnen, wird es gefährlich.« Er schlug mit einer Hand auf den Lenkradring. »Verdammt noch mal, wo bleibt denn dieser verfluchte Zug?«

Er war in der Tat noch nicht zu sehen. Sehr schnell konnte er nicht fahren, wenigstens kaum schneller als sie. Ein normaler Autofahrer hätte, wenn er Marek am Steuer gesehen hätte, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Er prügelte den Fiat durch das Gelände.

Trotz des Nebels hatten sie das Gleis bisher relativ gut erkennen können. Das änderte sich jedoch, als der Schienenstrang in der dichten Suppe verschwand, als wäre er ausgepinselt worden. Marek beschwerte sich wütend, er wollte den Fiat auch nach links ziehen, Suko war dagegen. »Laß es, bleib so.«

»Wenn sie jetzt…«

»Fahr so weiter!«

»Wie du meinst. Aber ich sage dir, daß es ein Fehler gewesen ist.«

Marek nickte sich selbst zu.

Wenn die beiden Männer miteinander sprachen, redeten sie deutsch. Das verstand Marek, auch Suko hatte diese Sprache mittlerweile recht gut gelernt.

Es war ein Fehler.

Wie gefrorene Gespenster erschienen plötzlich die langen, dünnen Arme der Büsche vor ihnen. Zeit, um auszuweichen, hatte Marek nicht mehr. Er prügelte den Fiat voll hinein.

Die Zweige hämmerten gegen die Karosserie. Unwillkürlich duckten sich Marek und Suko. Der Fiat nahm die peitschenden Schläge hin. Dornen kratzten über die Scheiben, als sollte eine Eisschicht gelöst werden. Die Reifen wühlten den ziemlich weichen Boden auf.

Gras und Dreck flogen in die Höhe. Die Auspuffwanne hatte einiges auszuhalten, irgendwo knackte es im Achsenbereich, Marek fing an zu schimpfen, biß dann die Zähne zusammen und schaffte es tatsächlich, das Hindernis zu überwinden.

Beide wunderten sich, daß der Wagen nach diesem Durchbruch noch weiterfuhr.

»Stabil gebaut«, sagte der Pfähler, »aber einen Zug können wir mit ihm nicht stoppen. Die Lok würde uns zermalmen.« Er lachte hart, schluckte und drückte das Gaspedal tiefer. Dann gab er einen leisen Jubelruf von sich.

Auch Suko hatte den schmalen Schienenstrang an der linken Seite entdeckt. Es war wirklich gut gewesen, daß sie die Strecke nicht gewechselt hatten.

»Wer sagt's denn. Noch ein paar Minuten, und wir haben den Zug wieder. Glaub mir.«

»Meinst du?«

»Ich wette.«

»Bisher sehe ich nur Nebel.« Marek schwitzte. Mit einer Hand wischte er rasch über seine Stirn. »Wie geht es dir denn?«

»Einigermaßen.«

»Noch Kopfschmerzen?«

Suko lachte. »Etwas.«

Sie fuhren weiter. Glücklicherweise über ein Gelände, auf dem wenige Hindernisse standen. Manchmal drehten sich die grauen Bänder um dunkle Buschinseln, denen sie ausweichen konnten.

Marek kurbelte das Fenster nach unten. Er wollte etwas hören. Ein Zug fuhr nie ohne Geräusche, doch nur die grauen Wolken drängten sich in den Wagen.

»Wenn wir die Endstation erreicht haben, wissen wir, daß der Zug irgendwo unterwegs stehengeblieben ist«, bemerkte er.

»Nein!«

»Wieso…?«

»Da ist er doch!« Suko hatte ihn entdeckt.

Marek lachte. »Du hast recht, Suko. Verdammt noch mal! Hätte ich dir nicht zugetraut. Der geht uns nicht mehr von der Fahne.« In einem Anfall von Leichtsinn gab der Pfähler noch mehr Gas. Er wollte so

schnell wie möglich an den Zug heran. »Kannst du ihn von einem fahrenden Wagen aus entern?«

»Das wird schwer.«

»Wie willst du ihn dann stoppen?«

»Keine Ahnung. Fahr erst mal näher heran.«

Ein Buckel am Boden machte ihnen zu schaffen. Der Fiat flog plötzlich hoch, als würde er von einer Startrampe rasen. Dann fiel er wieder zurück, krachte nach unten, er schaukelte, die Achsen hatten Mühe, das Gewicht zu halten, sie bogen sich durch, und Marek flehte, daß der Wagen nicht auseinanderbrach.

Er hielt.

Und sie näherten sich dem fahrenden Zug von der rechten Seite.

Mittlerweile sahen sie ihn gut, auch wenn zwischen ihrem Wagen und dem Zug die langen Nebelschleier als fetzenartige, zerrissene Tücher vorbeihuschten, als wollten sie beides einpacken.

»Noch näher«, sagte Suko.

»Mach' ich, mach' ich…«

Suko schaute an Marek vorbei. Er ärgerte sich, daß die Wagen vom Festland das Lenkrad auf der linken Seite hatten. In England war es umgekehrt, da hätte er während der Fahrt möglicherweise den Zug entern können. Ja, sie kamen gut an den Zug heran. Zudem existierte kein Bahndamm mehr, so daß sie nicht auf einer Schräge weiterfuhren, aber der Bahndamm würde noch kommen, daß wußte auch Marek.

»Vor der Böschung müssen wir ihn haben, sonst kippen wir weg.«

»Dann mach mal.«

»Und wie?«

»Überholen, anhalten, ich steige aus und entere den Zug.«

»Was mache ich?«

»Du wirst ihn verfolgen.«

Marek nickte. »Ja, wenn das so einfach wäre.« Er hustete einige Male. Wieder wuchs der Rumäne über sich selbst hinaus. Das Wissen, Vampire jagen zu können, gab ihm den nötigen Antrieb.

Marek glich da einem hochgezüchteten Motor.

Sie befanden sich jetzt auf gleicher Höhe mit dem Wagen. Beide schauten nach links. Vor allen Dingen die Fensteröffnungen interessierten sie.

Bleiche Gesichter zeichneten sich in den Rechtecken ab. Nicht sehr deutlich zu erkennen, weil geisterhafte Nebelbahnen an ihnen vorbeiwischten. Das Tempo war noch immer hoch, und Suko drängte Marek, endlich den Zug zu überholen.

»Das wird nicht einfach ein.«

»Und wenn du die Kiste zu Schrott fährst. Ich muß raus und in den Wagen rein.«

Das war nicht mehr nötig. Plötzlich, keiner hatte damit gerechnet, waren sie vorbei.

»Das ist doch nicht wahr!« rief Marek und nagelte seinen rechten Fuß auf das Bremspedal.

Suko hatte sich auf seinem Sitz gedreht. Er schaute durch die Rückscheibe, ohne viel sehen zu können, weil der Nebel dicht wie eine Wolkenbank über dem Gelände lag.

Der Zug stand tatsächlich. Sie sahen ihn als einen massigen Schatten auf dem Gleis.

Auch Marek hatte angehalten. Er blickte Suko an. »Was machen wir jetzt, mein Freund?«

»Aussteigen.«

Marek folgte dem Inspektor. Er hatte kaum die Wagentür zugeworfen, als er unter seine Jacke griff und den Eichenpflock hervorholte. »Einen habe ich damit erwischt. Die anderen werden auch noch an die Reihe kommen.«

Die beiden Männer trafen sich hinter dem Wagen. Marek warf Suko einen fragenden Blick zu. »Wie willst du sie auslöschen?«

»Silberkugeln.«

»Ist am einfachsten, wie?«

»Sicher.«

Nebel umwallte sie wie lange, feuchte Tücher. Sie selbst kamen sich vor wie zwei Phantome, als sie auf den Zug zuschritten, der sich nicht rührte. Er kam ihnen vor, als wäre er auf dem Gleis festgefroren.

Mit einer wilden Handbewegung wollte Marek den Nebel vor seinen Augen wegscheuchen. »Diese Suppe ist nicht gut«, erklärte er.

»Nein, das ist sie auf keinen Fall. Bei diesem Wetter kannst du Freund und Feind kam unterscheiden.«

»Du wirst mich doch nicht für einen Vampir halten.«

»Das bestimmt nicht. So habe ich das auch nicht gemeint. Der Nebel schützt sie. Es gibt den Vampiren Deckung. Die können an der anderen Zugseite aussteigen, ohne von uns gesehen zu werden.«

»Das befürchte ich auch.«

Sie hatten jetzt die Lok erreicht und blieben neben ihr stehen. Suko wunderte sich laut darüber, daß der Zug nicht mehr weitergefahren war. »Ich kann das nicht verstehen. Er hat sein Ziel noch nicht erreicht. Was ist der Grund für den Stopp?«

»Frage mich nicht so etwas Schweres.« Marek hielt es nicht mehr aus. Er enterte das Führerhaus und rammte seinen rechten Arm vor.

Der Pflock fand kein Ziel.

»Habe ich mir gedacht.«

Marek sprang zurück. »Dann holen wir sie uns aus dem Wagen.«

Er wollte die Tür öffnen, doch Suko hielt ihn zurück.

»Nicht so eilig. Einmal wärst du fast in dein Verderben gelaufen.«

Er hob die Beretta an. »Eine Kugel ist immer schneller.«

»Wie du meinst.«

Suko war einmal reingefallen, als er versucht hatte, eine verschlossene Tür zu öffnen. Jetzt nahm er sich die andere vor, durch die Marek fast in den Wagen geklettert wäre.

Sie war offen.

Suko riß sie auf, zielte in den Wagen – und sah die aufgerichtete Gestalt.

Schon einmal hatte der Vampir ihn mit einer Schlagwaffe erwischt.

Auch diesmal wollte er zuschlagen.

Kurz zuvor drückte Suko ab!

Nur für einen winzigen Augenblick stand die blasse Feuerblume vor der Mündung. Dann hieb das geweihte Silbergeschoß in den Körper des Untoten und schleuderte ihn zurück.

Der Vampir riß noch die Arme hoch, die Stange polterte zu Boden.

Aus seiner Brust drang ein Rauchstreifen, der sich mit dem Nebel vermischte. Für die beiden Männer war der Weg frei.

Frantisek Marek hielt es nicht mehr aus. Er drängte sich an Suko vorbei, er wollte eine Entscheidung und heulte Sekunden später vor Enttäuschung auf.

Der Wagen war leer!

»Suko!« keuchte er. »Sag, daß es nicht wahr ist. Sag mir, daß es nicht stimmt. Ich… ich bin doch nicht verrückt. Ich kann doch noch sehen. Das glaube ich einfach nicht.«

»Es stimmt«, erklärte der Inspektor leise. »Es stimmt tatsächlich. Der Wagen ist leer.«

»Und jetzt?«

Suko enthielt sich einer Antwort. Diesmal drängte er den Pfähler aus dem Weg, schritt durch den Mittelgang zwischen den Sitzen und hob die Schultern. »Nichts zu machen.«

Marek schaute sich die offenen, scheibenlosen Fenster an. »Sie hatten auch genügend Zeit, zu verschwinden. Dabei weiß ich nicht einmal, mit wie vielen wir es zu tun haben. Ist das eine…«

»Fluchen nutzt nichts.«

»Aber es hilft.«

»Meinetwegen.« Suko schaute zu Boden. »Laß uns nachdenken, wohin sie gegangen sein könnten.«

»Als ob du das nicht schon weißt. Wohin würdest du denn laufen, wenn du ein Vampir wärst?«

»In der Nacht bestimmt nicht zu meinem Sarg.«

»Genau.« Marek stach seinen rechten Arm vor. »Petrila ist nicht weit.« Er trat wütend auf. »Vampire in Petrila. Als ob wir das nicht schon mal gehabt hätten.«

»Dann nichts wie hin.«

»Gut.«
Die beiden verließen den Wagen. Draußen trennten sie sich, umkreisten den Waggon, ohne eine Spur der Blutsauger zu sehen. Nur einige Fußabdrücke auf dem Boden, die aber wiesen seltsamerweise in zwei verschiedene Richtungen.
»Sie haben sich getrennt«, stellte Marek fest. Er sprach in den dichten Nebel hinein. »Da sind sogar welche am Schienenstrang entlanggelaufen.«
»Vielleicht wollen sie zur Endstation.«
»Und dort?«
»Keine Ahnung.«
»Denkst du nicht an John?«
»Doch, aber auch an Petrila.«
»Wo gehen wir hin? Trennen wir uns?«
Suko schüttelte den Kopf. »Ich weiß, was John kann. Er hat bisher alles überstanden. Er kann sich gegen die Blutsauger zur Wehr setzen, aber deine Mitbewohner nicht.«
»Da hast du recht.«
»Also nach Petrila«, entschied Suko.
Widerspruch erntete er nicht mehr, obgleich Marek nicht wohl in seiner Haut war…

***

Ich hatte die Formel ausgesprochen, die Weiße Magie konnte sich befreien, es war meine buchstäblich letzte Chance gewesen, Kesko zu packen. Wenn es jetzt nicht klappte, dann niemals mehr.
Und Kesko erlebte das Grauen!
Für mich war es die reine Freude, die Hoffnung. Ich sah ihn vor mir stehen. Das lange Messer hielt er noch immer in der rechten Hand. Er hätte es nur nach unten zu rammen brauchen, dazu aber kam es nicht mehr.
Kesko stand im Licht!
Es war nicht das Licht eines Scheinwerfers, nein, viel greller, viel strahlender und auch zerstörender. Sein Skelett leuchtete so hell auf, wie es selbst die beste Waschmittelwerbung nicht versprechen konnte. Eine überirdische Farbe zeichnete es nicht nur von außen nach, auch von innen, und dort wirkte das Licht zerstörend.
Er schrie nicht einmal.
Das Kreuz hatte sämtliche Hindernisse überwunden. Auch ich war von diesem ungewöhnlichen Kranz aus Strahlen erfaßt worden und konnte zuschauen, wie das knöcherne Monstrum über mir verging.
Kesko zerstrahlte!
Es war ein ungewöhnliches Ende und in gewisser Hinsicht auch »würdig« für dieses Monstrum. Die Knochen, die wie ein Panzer

gewirkt hatten, wurden plötzlich brüchig. Aus ihnen entstand ein mehliges Gebilde, das überhaupt keinen Halt mehr geben konnte und natürlich auch keinen Druck aushielt.

Das Skelett sackte vor meinen Augen zusammen. Staub rieselte aus den Gelenken. Er fiel mir wie ein feiner Regen entgegen, traf auch meinen Körper, wo er eine dünne Schicht bildete, als wäre Sand auf mich nieder geregnet.

Ich mußte die Augen schließen, weil das Zeug nicht hineinregnen sollte. Es rieselte auch nicht mehr allzuviel, denn schon innerhalb des magischen Lichts verglühte das meiste Zeug und sprühte auf wie winzige Köpfe an Wunderkerzen.

Etwas klatschte ungefähr in Kopfhöhe neben mir zu Boden. An der rechten Seite hatte ich das Geräusch gehört, drehte den Kopf und sah den Gegenstand noch völlig erhalten dicht neben meiner gefesselten Hand liegen.

Es war das Messer!

Noch beschäftigte ich mich nicht bewußt damit, denn die letzten Reste des Vampirs Kesko vergingen. Nicht einmal seine spitzen Hauer blieben zurück.

Kesko war vernichtet, vergessen, nur noch Erinnerung.

Ich aber lebte und lag so, daß ich auf das offenstehende Tor des Ausgangs schauen konnte. Aufstehen, hinlaufen, verschwinden. Das wäre die beste Möglichkeit gewesen, nur bestand da eine große Schwierigkeit.

Die Fesseln!

Hand- und Fußgelenke wurden von ihnen umschnürt. Bisher hatte ich es trotz vieler Bemühungen nicht geschafft, sie zu lösen, das würde mir auch jetzt nicht ohne Waffe gelingen, die wiederum war durch einen Zufall oder durch das gütige Schicksal so gut gefallen, daß sie dicht neben meinem rechten Gelenk lag.

Im nachhinein war ich Kesko noch dankbar, daß er es mit einem Messer hatte versuchen wollen. Durch meinen Schutz, den mir das Kreuz nun einmal gab, hatte er sich nicht getraut, sich auf mich zu werfen.

Die Fesseln saßen zwar gut, aber auch relativ locker. Sie umspannten meine Gelenke nicht so hart, als daß ich die Hände nicht hätte bewegen können. Es gelang mir, die rechte Hand so zu drehen und die Finger dermaßen zu biegen, daß ihre Spitzen den Griff des Messers berührten und ich sehr vorsichtig die Klinge zu mir heranziehen konnte.

Es war eine Arbeit für Nervenstarke. Nichts durfte mich jetzt ablenken. Wenn das Messer jetzt verrutschte und ich es durch eine unüberlegte Bewegung zur Seite druckte, konnte ich hier vermodern, falls man mich nicht zuvor fand.

Aber ich schaffte es!

Mit Daumen und Zeigefinger gelang es mir, den Griff an seinem oberen Rand zu umklammern. Jetzt konnte ich die Klinge sogar zu mir heranziehen.

Die nächsten Minuten vergingen in schweißtreibender Arbeit.

Mein Gelenk war beweglich. Es mußte mir nur gelingen, die Klinge so zu kanten, daß ich sie zwischen den Strick und die Haut schieben konnte. Eine wunderbare Sache, wenn es der Held im Kino machte.

Ich aber bekam große Schwierigkeiten. Das Messer rutschte ein paarmal ab, dann lag es wieder neben meiner Hand, ich mußte es erneut aufheben, dachte auch an Aufgabe, weil es einfach nicht klappen wollte, pausierte zwischendurch, um das Zittern unter Kontrolle bringen zu können, und schaffte es praktisch in dem Augenblick, als ich schon nicht mehr damit gerechnet hatte.

Mein Hals war steif geworden, weil ich den Kopf so verdreht gelegt hatte. Die Muskelstränge schmerzten. Blut verlor ich nicht mehr. Die Wunden an den beiden Armen waren verkrustet. Mein Atem ging keuchend. Der Mund war trocken wie ein Wüstenflecken. Ich verspürte einen wahnsinnigen Durst und wartete noch, um mein Nervenkostüm besser unter Kontrolle zu bekommen.

Die Klinge klemmte schräg zwischen Haut und Fessel. Kesko hatte sich auf ein sehr scharfes Messer verlassen, ein Vorteil für mich.

Dennoch war ich sehr vorsichtig und rieb die Klinge behutsam an der straff gespannten Fessel, die mit dem im Boden steckenden Pflock verbunden war.

Klappte es?

Bei den ersten behutsamen Bewegungen war noch nichts zu erkennen. Die Klinge zupfte an der Fessel, ich war auch sehr nervös und befürchtete schon, daß alles schief gehen würde bei dieser unnatürlichen Lage.

Blut schwitzte ich zwar nicht, dafür Wasser. Es rann mir in die Augen, die sofort anfingen zu brennen.

Dann schnitt ich mir ins Fleisch. Zum erstenmal merkte ich tatsächlich, wie scharf die Klinge war. Blut rann aus der Wunde, meine Finger bekamen fast einen Krampf. Mit äußerster Mühe und Konzentration hielt ich den Griff noch fest, bewegte die Hand, und der Strick fuhr an der scharfen Klinge entlang.

Fasern lösten sich. Sie platzten regelrecht weg. Die Fessel verlor einiges von ihrer Straffheit, ich machte verbissen weiter, bewegte jetzt auch die Hand und schaffte es.

Der Strick riß.

Er platzte auseinander. Die einzelnen Stücke fielen zur Seite, ich atmete auf und hätte vor Freude am liebsten geschrien, das aber ließ meine Erschöpfung nicht zu.

Noch immer blieb ich in der X-Haltung liegen, atmete durch den offenen Mund und mußte mich zunächst einmal mit dem Gedanken vertraut machen, nicht mehr so stark gebunden zu sein.

Nach einer Weile hatte ich mich so gefangen, daß ich darangehen konnte, auch die linke Fessel zu lösen. Mein rechter Arm beschrieb dabei einen Halbkreis, ich kam relativ gut an den linken Strick heran und säbelte ihn durch.

Danach richtete ich mich auf.

Der Schwindel kam automatisch. Wer zu lange gelegen hatte und dessen Kreislauf in Mitleidenschaft gezogen worden war, konnte nicht anders reagieren.

Die Höhle schwankte vor meinen Augen. Ich selbst kam mir vor, wie auf einem schwankenden Schiff sitzend, das der hohe Wellengang auf- und niedertrieb.

Es geht nichts über eine gute Kondition. Mein Job sorgte schon dafür, daß ich fit blieb und auch Situationen wie diese hier überstehen konnte.

Ich spielte den Bodenturner, beugte den Oberkörper weit vor und streckte auch den rechten Arm aus. Es war zwar mühsam, ich konnte auch noch etwas vorrücken und kam gut an die Fußfesseln heran.

Als die letzten Fesseln platzten, hätte ich die ganze Welt umarmen können. Da sich niemand aufhielt, mußte ich mich mit mir selbst begnügen.

Das Aufstehen ist zwar eine einfache Sache, nicht für mich in meiner Lage. Der Kreislauf war schwer gestört. Ich hatte so meine Schwierigkeiten, kniete mich zunächst einmal, dann stemmte ich mich vorsichtig hoch und mußte breitbeinig stehen bleiben.

Mein Blick fiel auf den offenen Ausgang. Dort schaukelten die beiden Laternen im schwachen Wind. Ihr Licht sah seltsam diffus aus, ziemlich verschwommen.

Das lag an den Nebelwolken, die von außen her in den Berg eindrangen. Gewaltige, kreisende, sich drehende graue Wolkenberge. Lautlos trieben sie über die Schienen und überzogen sie mit einem Film aus Nässe.

Ich probierte die ersten Schritte. In den Beinen hatte ich noch wenig Gefühl, sie kamen mir taub vor, deshalb ging ich auch breitbeinig wie ein Roboter.

Nach einigen Bewegungen hatte sich der Kreislauf stabilisiert. Das Blut schoß wieder durch die Adern, es peitschte mich hoch. Ich bekam auch meine Energie zurück.

Dem Nebel schritt ich entgegen. Er rollte und wallte auf mich zu.

Ein graues, nie abreißendes Tuch, das von den Bergen immer mehr Nahrung bekam.

Der Laternenschein war zwar zu erkennen, aber sehr diffus und vom

Nebel überdeckt.
Dennoch sah ich die Bewegung innerhalb der wallenden Umgebung. Es waren Schatten, die durch den Nebel schlichen und ihn auch sehr bald hinter sich gelassen hatten.
Zwei Gestalten.
Vampire!

***

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung. Wie war es möglich, daß sie so einfach zurückkehrten? Der Zug hatte die Blutsauger weggeschafft. Sie mußten meiner Ansicht nach ihr Ziel längst erreicht haben, jetzt waren zwei von ihnen wieder da.
Ich blieb stehen und wartete, was die beiden vorhatten. Sicherlich wollten sie mein Blut, aber dem würde ich einen Riegel vorschieben.
Mit Vampiren hatte ich so meine Erfahrungen sammeln können, meine Waffen reichten immer aus.
Sie schienen unschlüssig zu sein, was sie unternehmen sollten.
Dicht hinter dem Eingang hätten sie sich getrennt. Es sah so aus, als wollten sie die gewaltige Höhle durchsuchen, wobei sie noch unschlüssig waren, wo sie beginnen sollten.
Sie mußten mich gesehen haben!
Wenn nicht, dann jetzt, weil ich ihnen etwas entgegenrief und sie so aufmerksam machte.
Sie hoben die Köpfe. Ich hatte auch meine Lampe gefunden und sie aufgehoben.
Den rechten Vampir strahlte ich an.
Bei normalen Verhältnissen hätte ich ihm direkt in das bleiche Gesicht leuchten können, so aber schwamm vor seinem Schädel eine Nebelwolke, die den Strahl diffus machte.
Der Blutsauger zuckte.
Seine Hände öffneten und schlossen sich. Ein gleichmäßiger Rhythmus, und dieses Zucken übertrug sich auch auf seine Schultern.
Sein Artgenosse wollte es wissen. Mit weiten Schritten und schwingenden Armen kam er mir entgegen.
Er ließ den Nebel hinter sich. Wie ein Gespenst erschien er aus den grauen Tüchern und geriet in den Strahl meiner Lampe, die ich etwas geschwenkt hatte.
Die Lippen waren zurückgeschoben worden. Aus dem Oberkiefer wuchsen gefährlich seine beiden Vampirzähne. Er war einmal Staub gewesen, zu Staub sollte er auch wieder werden.
Das Echo des Schusses wetterte durch die gewaltige Höhle, als ich abdrückte.
Mitten in der Bewegung blieb der Blutsauger stehen. Sein Kopf kippte nickend nach vorn, als wollte er ihn mit dieser Bewegung von den

Schultern lösen.
Der Kopf blieb auf dem Leib, dafür fiel er mit dem Gesicht zuerst zu Boden.
So blieb er auch liegen.
Seine stinkende Kleidung geriet in Bewegung, als sich die Haut und die Knochen unter ihr auflösten und sie keinen Widerstand mehr spürte. Das war der erste gewesen.
Und der zweite?
Ich schwenkte den Strahl wieder in die andere Richtung und hätte ihn eigentlich erwischen müssen, was mir leider nicht gelang, da sich der Blutsauger verkrochen hatte.
Mist auch…
So gut es möglich war, leuchtete ich die Höhle aus. Der Kegel huschte über das Untergrund-Gestein, er tastete sich an den Wänden entlang, den Vampir entdeckte ich nicht.
Dafür den Nebel, der immer stärker in die Höhle hineinkroch.
Bald würde er den Berg auch im Innern ausgefüllt haben. Diese Feuchtigkeit war für den Vampir eine ideale Deckung. Ich glaubte einfach nicht mehr daran, daß er sich noch in der Höhle aufhielt.
Der hatte es vorgezogen zu verschwinden.
Auch ich ging.
So rasch wie möglich und nach allen Seiten sichernd ließ ich den Ort zurück, an dem ich hätte sterben sollen.
Der Dunst saugte mich regelrecht auf. Ich hatte das Gefühl, in ihm ertrinken zu müssen. Ein Mann wie ich konnte sich in einer Gegend wie dieser immer verlaufen. Besonders bei diesem Wetter.
Einen Vorteil besaß ich.
Wenn ich mich an dem Gleis orientierte, war es bis Petrila nicht weit. Leider hatte ich keine Ahnung, wo ich abbiegen mußte, um den Ort zu erreichen.
Und dann lauerte noch der Blutsauger.
Für mich war es unvorstellbar, daß er sich zurückgezogen und aufgegeben hatte. Nein, Untote wie er suchten nach dem Blut der anderen. Sie brauchten es, um überleben zu können. Deshalb ließen sie sich eine solche Chance nicht entgehen.
Es war schon eine unheimliche Gegend, durch die ich kam.
Schwellen und Schienen waren unter hohem Unkraut verborgen.
Rechts und links standen die Wände der Schlucht. Sehr eng, finster und auch drohend. Hin und wieder, wenn der Nebel einmal Löcher bekam, konnte ich das Gestein erkennen.
Eine schwarze Masse. Sie sah aus wie geschmolzener und dann wieder erstarrter Teer.
Einfach war es nicht, auf den rutschigen Schwellen zu laufen.
Einige Male wäre ich fast ausgeglitten. Den Halt fand ich nur im

letzten Augenblick wieder.

Wie lang die Schlucht war, hatte ich bei der Herfahrt nicht richtig mitbekommen. Es war auch überhaupt nichts zu sehen. Der Nebel ließ nichts zu.

Längst hatte er auch das Laternenlicht am Eingang des Blutbergs aufgesaugt. Ich schaute nur nach vorn. Die Lampe hatte ich weggesteckt, weil ich durch ihr Leuchten nicht unbedingt ein Ziel für den Blutsauger bieten wollte.

Verfolgte er mich? Oder war er schon so weit vorgelaufen, daß er sich irgendwo verbarg, auf mich wartete, um aus dem schützenden Nebel heraus zuschlagen zu können?

Vampire waren – ebenso wie Zombies – auf dem Weg zu ihrem Ziel sehr erfinderisch. Ich kannte Zombies, die sich bewaffnet hatten, damit mußte ich auch bei dem Blutsauger rechnen.

Das Messer hatte ich im Berg zurückgelassen. Wichtig waren mein Kreuz und die Beretta. Letztere hielt ich in der Rechten.

Schatten erschienen und verschwanden wieder. Die drehenden und schwerfällig tanzenden Nebelschwaden gaukelten mir Dinge vor, die es nicht gab.

Sie kamen, sie zerflossen, sie rückten näher, dann wieder ab, es war ein immerwährendes Wechselspiel.

Bis auf die eine Gestalt.

Wo sie auf mich gelauert hatte, war von mir nicht genau erkannt worden. Vielleicht neben dem Gleis, das jetzt auf einem etwas höher gelegenen Damm lief, ein Zeichen, daß ich die Schlucht schon hinter mir gelassen hatte.

Sie sprang mich an.

Es war ein wilder, ein kraftvoller Sprung, direkt aus der grauen Nebelbrühe hervor.

Ich wollte sofort schießen, der Blutsauger aber hatte die Gefahr erkannt und hängte sich an meinen rechten Arm. Er zog ihn nach unten, die Kugel wäre in den Boden geschlagen.

Gleichzeitig riß er mich mit. Ich rutschte diesmal auf einer Schwelle aus und mußte ebenfalls zu Boden. Der Vampir hatte es besser. Er wuchtete sich auf meinen Rücken und drückte mich mit seinem Gewicht noch härter auf das Gleis.

Ich stemmte mich hoch. Ruckartig und wild. Der Blutsauger durfte nicht zur Ruhe kommen, die er brauchte, um mir seine Zähne in den Hals zu schlagen.

Er hockte noch auf mir, machte aber die Bewegung zwangsläufig mit. Ich hörte die wütenden Geräusche, die er ausstieß, trieb es noch härter und wilder, so daß er einfach abrutschen mußte.

Das geschah auch.

Der Druck verschwand. Rechts vor mir polterte etwas auf die

Schienen, im nächsten Moment war der Schatten verschwunden, weil er den Damm hinabrollte und sich dabei überschlug.
Ich rollte nicht, ich sprang.
Auf der Schräge kam ich auf, rutschte natürlich weiter und ging dabei in die Knie.
Mit den Füßen prallte ich gegen den sich soeben aufrichtenden Blutsauger. Er kam nicht mehr richtig hoch, geriet ins Torkeln, wedelte mit beiden Armen und bot ein gutes Ziel.
Wieder feuerte ich.
Diesmal traf die Kugel. Die Wucht schleuderte den Vampir zurück, als hätte er einen Tritt bekommen. Er fiel in das hohe Gras, dessen Halme ihn bedeckten, so daß er von mir kaum noch gesehen werden konnte. Ich schaute auch nicht mehr hin. Nur eine Rauchfahne sah ich noch an dieser Stelle aufsteigen, die sich sofort danach mit den feuchten Nebelschwaden vermischte.
Erledigt!
Zwei Vampire waren unter meinen Silberkugeln gestorben. Nur zwei von mehreren!
Wo steckten die anderen?
Lauerten sie ebenfalls an der Strecke. Oder befanden sie sich noch im Wagen? Außerdem – was war überhaupt mit diesem verdammten Zug geschehen? Er mußte sich doch irgendwo befinden. Bestimmt hatte er sich nicht in Luft aufgelöst, obwohl so etwas auch möglich war.
Ich beschloß, auf den Schienen zu bleiben. Es war die sicherste Möglichkeit den Weg fortzusetzen.
Wie gut ich daran getan hatte, stellte ich nach einer Weile fest, als sich vor mir, aber noch immer von wallenden Nebelschleiern umgeben, ein unförmiger Schatten abhob. Ein kastenförmiges Gebilde, dunkel und auch feucht glänzend.
Der Zug.
Ich wurde sehr vorsichtig, pirschte mich an Lok und Wagen heran, sah die offenen Türen und durchsuchte den Wagen.
Er war leer.
Kein Vampir mehr zu sehen. Im Licht der Lampe suchte ich nach Spuren, auch außerhalb des Zugs, und entdeckte im weichen Boden bestimmte Abdrücke, die nur von Autoreifen stammen konnten.
Bei genauerem Hinsehen und auch Überlegen kam ich zu dem Resultat, daß es die Reifen waren, die zu meinem Leihwagen gehören mußten, dem alten Fiat. Eigentlich kam nur Marek als Fahrer in Frage. Er war also unterwegs gewesen, um mich zu suchen.
Wo steckte er jetzt?
Das lange Überlegen brachte auch nicht viel. Es war zu dunkel und zu nebelig, um die Umgebung abzusuchen. Hier den Rest der Nacht zu verbringen, war ebenfalls nicht mein Fall.

Wo Petrila ungefähr lag, das war mir schon bekannt. Und diese Richtung schlug ich ein.

***

»Bringt es was, bringt es nichts? Ich weiß es einfach nicht.« Marek hatte die Worte gesprochen, den Motor ausgestellt und stand jetzt vor der Tür seines Hauses.

Auch Suko stieg aus dem Wagen.

Petrila war ebenfalls nicht verschont worden. Der dicke Herbstnebel hatte den kleinen Ort in den Karpaten eingehüllt wie ein grauer Mantel. Man konnte nicht mehr von einer Straßenseite bis zur anderen sehen. Daß dort überhaupt Häuser standen, war nur zu ahnen.

Suko war still. Deshalb schaute ihn der Pfähler auch besorgt an.

»Was hast du?«

»Mir brummt der Schädel.«

»Du siehst auch verdammt blaß aus.« Marek schloß die Tür auf.

»Komm rein, ich habe was für dich.«

»Tabletten?«

»Nein, aber etwas aus dem Wald. Naturheilkräfte, verstehst du? Eine Bekannte kommt hin und wieder vorbei und verkauft mir ihre Spezialmedizin. Die ist gut gegen alles, ob Rheuma oder Magenschmerzen. Man kann sie trinken oder sich damit einreiben.«

»Schmeckt das Zeug so wie dein Schnaps?«

»Willst du den beleidigen?«

»Nein, nur das nicht. Er ist eben nur für besondere Personen geeignet.«

»Das stimmt.« Marek schob Suko in die Küche. »Setz dich an den Tisch.«

Der Inspektor war froh darüber, daß er sich niederlassen konnte, er atmete tief durch. Marek brachte zuerst eine Schüssel mit Wasser und einen Handspiegel sowie Lappen und Handtuch.

»Da, wasch dir das Blut ab. Du siehst sonst aus wie Frankenstein auf Urlaub.«

»Der nicht auch noch«, meinte Suko. Er sah tatsächlich zum Fürchten aus. Das aus der Wunde gelaufene Blut war mittlerweile geronnen. Mit dem Lappen tupfte es der Inspektor ab.

Marek kam inzwischen mit der Tinktur. Er verteilte sie auf Sukos Wunden, der sofort ein Brennen und gleichzeitig eine angenehme Kühle spürte, die in seinen Kopf zu dringen schien, als wollte sie ihn überall ausfüllen.

»Gut so?«

»Ja, danke.«

Marek trat zurück. »Dann bin ich ja zufrieden mit dir.« Er zog die Lippen in die Breite, bevor er sich setzte. »Jetzt brauchen wir nur noch

die Blutsauger einzufangen.«
»Und das im Nebel.«
»Genau. Auch ohne John Sinclair.«
Nach Mareks Worten bekam Sukos Gesicht einen Schatten. Es wirkte jetzt so hart und eckig wie das seines Gegenüber. »Vielleicht hätten wir ihn doch erst suchen sollen. Verdammt, ich mache mir schon die größten Vorwürfe.«
»Hast du nicht selbst gesagt, daß John zu den Leuten gehört, die auch allein fertig werden?«
»Das stimmt im Prinzip. Auch er ist kein Übermensch. Der kann in Situationen hineingeraten, aus denen es keinen Ausweg gibt. Verstehst du das, Frantisek?«
»Natürlich. Hätten wir denn etwas anders machen können?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.« Suko lehnte sich zurück und schloß für einen Moment die Augen.
Der Pfähler ließ ihn in Ruhe. Er selbst trank einen Schluck von seinem Spezialschnaps. Die Flasche stellte er wieder weg, stützte die Hände auf die Tischplatte und schaute Suko an.
Der öffnete die Augen. »Du willst wieder weg?«
»Sicher.«
»Ich auch.«
»Fühlst du dich in Form?«
Der Inspektor lächelte. »Nicht hundertprozentig, aber einige Vampire jage ich noch immer.«
»Das ist gut. Weißt du, Suko, ich würde mich ja freuen, wenn sie es auf uns abgesehen hätten und nur uns suchen würden. So aber sind alle in Gefahr, das gefällt mir überhaupt nicht.«
»Frag mich mal.«
Die beiden gingen wieder nach draußen, wo der dichte Nebel seine Kreise zog und sie schluckte. Es war noch nicht Mitternacht, Petrila aber lag nicht nur unter der Dunstglocke, die Menschen im Ort schliefen auch tief und fest. Niemand ahnte etwas von der Gefahr.
Auch das Gasthaus hatte längst geschlossen.
»Hast du eine besondere Vorstellung davon, wie wir gehen sollen?« fragte Suko.
»Nein.«
»Du kannst dir auch nicht denken, welche Plätze sie sich aussuchen werden?«
»Auch nicht. Sie wollen Menschen.« Marek deutete in den Nebel.
»Die finden sie leider überall. Jedes Haus ist hier bewohnt. Männer, Frauen, Kinder, die Familien schlafen längst. In Petrila geht man früh zu Bett. Hier ist die Zeit stehengeblieben, besonders im Herbst und im Winter. Manchmal wünsche ich mich sogar weit weg.«
»Das sind aber Töne!« wunderte sich Suko.

»Ach, vergiß sie. Ich kann nicht gehen. Ich muß bei meiner Marie bleiben. Sie ist hier begraben. Jeden Tag besuche ich sie und bete für sie. Es ist so schrecklich gewesen.«

»Das kann ich dir nachfühlen«, sagte Suko. »Auch ich habe jemanden verloren, an dem ich sehr gehangen habe.«

Marek verstand. »Shao?«

»Richtig.«

»Wie das?«

»Das erzähle ich dir später. Laß uns erst die Blutsauger suchen.«

»Wie du willst, Suko.«

»Hast du mir nicht von einem jungen Mädchen berichtet, das ebenfalls mit Vampiren zu tun gehabt hat?«

»Du meinst Manuela Micek?«

»Ja.«

»Sie wohnt nicht weit entfernt.« Marek überlegte einen Moment.

»Glaubst du dran, daß sie Besuch von den Blutsaugern bekommt?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Wäre sie denn eine ideale Beute?«

»Und wie.«

»Dann sollten wir uns vielleicht in ihrer Nähe aufhalten, finde ich wenigstens.«

»Keine schlechte Idee. Irgendwo müssen wir anfangen.«

»Aber morgen suchen wir John, darauf kannst du dich verlassen!« erklärte Suko. »Du hast doch Erfahrung. Wie ist das eigentlich mit dem Nebel? Wird er sich lange halten?«

»Das kann Tage dauern, bis er verschwindet, aber auch schnell vorbeigehen. Wir haben bald November. Es ist eben die Nebelzeit. Das weißt du aus London.«

Sie waren inzwischen weitergegangen. Durch stille Straßen, durch einen Ort, der tief und fest schlief. Außer ihren eigenen Schritten hörten sie nichts.

Kein Hund, keine Katze strich an ihnen vorbei. Die Tiere schienen die Gefahr gerochen zu haben.

Waren sie schon da?

Verstecke gab es genug. Sie konnten überall lauern. In den Gassen, den Eingängen der Häuser, hinter Zäunen und Baumstämmen, sogar auf den Dächern.

Es herrschte die typische Atmosphäre der Furcht, der Spannung und des Grusels.

Die Stille »atmete«. Suko und Marek hatten das Gefühl, von ihr berührt zu werden. Die Stille war der Nebel, und der hielt sich überall auf. Es gab keinen Fleck in Petrila, den er nicht erreicht hätte. Er kroch in jede Ritze, Spalte und Öffnung, auch wenn sie noch so schmal und eng war.

»Wie weit müssen wir noch laufen?« Der Inspektor hatte seine Stimme gesenkt.
Marek winkte ab. »Wir kürzen ab.«
»Willst du das Mädchen aufwecken?«
Der Pfähler hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Laß uns erst mal abwarten.« Er ging vor und führte den Chinesen in eine schmale Gasse. Auch in die hatte der Nebel Einlaß gefunden. Nur wurde er nicht bewegt, weil kaum ein Windhauch hineindrang. Er stand da wie eine starre Wand. Sie tauchten wieder auf.
»Vor uns liegt jetzt ein kleiner Platz. Bäume stehen darauf und…«
Marek sprach nicht mehr weiter. Auch Suko sagte nicht. Beide hatten sie das scharfe Bellen gehört.
Sie lauschten noch, als das Bellen in ein Winseln und Jammern überging, bis es verstummte.
Marek hatte eine Gänsehaut bekommen, als er Suko anschaute.
»Das waren sie!« hauchte er. »Verdammt, Suko, das müssen sie einfach gewesen sein. Der Hund hat sie gewittert und wurde getötet.«
»Glaube ich auch. Hast du dir die Richtung gemerkt, aus der das Bellen klang?«
»Nein, der Nebel…«
»Okay, es war jedenfalls nicht weit entfernt. Wahrscheinlich liegen wir mit unserem Plan richtig.«
»Und es zeigt uns, daß sich die Blutsauger noch im Freien herumtreiben.« Marek ging wieder vor. Mit langsamen Bewegungen, als wäre der Nebel ein dicker Sirup, den er zunächst noch zur Seite schaufeln mußte, um freie Bahn zu bekommen.
Sehr behutsam nur und ganz allmählich entstanden innerhalb der Nebelschwaden auch Konturen. Suko erkannte die Bäume, von denen Marek gesprochen hatte. Sie wirkten ungemein wuchtig, nicht klar getrennt. Zwischen den Ästen und Zweigen hing der Dunst als ein graues Gespinst.
Aber dazwischen, vielleicht auch ein Stück dahinter, schimmerte der gelbe Fleck.
Licht!
Suko blieb stehen. Bevor er eine Frage stellen konnte, gab Marek schon die Antwort. »Wenn mich nicht alles täuscht, muß dort das Zimmer des Mädchens liegen.«
»Demnach schläft es noch nicht.«
»Genau.«
»Was ist der Grund? Hat Manuela etwas bemerkt?«
»Wir werden sie fragen.«
»Willst du in das Haus?«
»Weiß ich noch nicht. Komm jetzt.«
Beide huschten auf das Haus zu, preßten sich gegen die Wand und

schielten hoch.

Das Licht fiel über ihnen aus dem Fenster in der ersten Etage. Es war nur mehr ein kleines, erhelltes Rechteck. Vor der Scheibe wallten die Nebelrollen durch den Schein.

»Sollen wir sie rufen?«

Damit war Marek nicht einverstanden. Er bückte sich und fand kleine Steine. Zwei Schritte ging er zurück, bekam den günstigen Wurfwinkel und warf dreimal hintereinander einen Stein gegen das Fenster. Wenn Manuela noch nicht schlief, mußte sie die Geräusche einfach hören.

Zuerst tat sich nichts. Marek rieb seine Hände. »Komm doch, Mädchen, komm!« flüsterte er.

Suko war an der Hauswand stehengeblieben und wartete ab. Er hörte, wie Marek aufatmete, kurz danach das Knarren eines Holzrahmens, als das Fenster aufgezogen wurde.

»Manu!« zischte Marek.

Das Mädchen streckte den Kopf hervor. Auch Suko stellte sich neben den Pfähler, der gegen das blasse Gesicht mit den dunklen Haaren schaute und auf die Antwort wartete.

»Sie, Herr Marek?«

»Und das nicht ohne Grund. Hast du etwas gesehen, Kind? Wir suchen Blutsauger.«

»Ja, ja.« Die Antwort kam hastig. »Ich weiß, daß sie hier in der Nähe sind.«

»Woher?«

»Ich habe Gestalten gesehen, glaube ich.«

»Hier in der Nähe?«

»Ja.«

»Was ist mit dem Hund?«

Manu beugte sich noch weiter vor. »Ich… ich habe ihn gehört. Er hat gebellt und …«

»Vorsicht!«

Sukos Stimme peitschte in ihre Antwort hinein. Der Inspektor hatte zufällig in die Höhe geschaut und gesehen, wie sich dort ein Schatten löste, der im Baum gesessen hatte.

Ein übergroßer Vogel, wie es schien.

Das aber war er nicht, sondern das eigentliche Abbild eines Vampirs, die Fledermaus.

Und sie jagte auf Manulea Micek zu, die ihre Arme im letzten Moment hochriß, bevor das widerliche Tier gegen sie klatschte und sie zurück in das Zimmer trieb…

***

Suko hatte die Beretta rasch hervorgeholt, war aber nicht schnell genug gewesen, denn als er schießen wollte, hatte die Fledermaus den

gleichen Weg genommen wie Manu.

Es ging nur um Sekunden, Bruchteile davon waren äußerst wichtig geworden. Jedes noch so kleine Zögern konnte dem Mädchen das Leben kosten. Dann würde sie als Untote wiederkehren und ihren Schrecken verbreiten. Der Weg zur Haustür war viel zu lang. Zudem hätte Suko sie noch aufbrechen müssen.

Er entschied sich für eine andere Möglichkeit. Ohne sich zuvor mit Marek abgesprochen zu haben, sprang er hoch, streckte die Arme aus, hatte die Beretta zwischen die Zähne geklemmt, bekam einen waagrecht wachsenden Ast zu fassen und schwang sich hoch.

In den nächsten beiden Sekunden kletterte Suko wie ein Artist, drückte Zweige zur Seite und näherte sich dem offenen Fenster, aus dem spitze Schreie der Angst drangen und er auch das Schlagen der großen Schwingen hörte.

Ein starker Ast wuchs ziemlich günstig. In einem schrägen Winkel drückte er sich dem Fenster entgegen.

Ihn hatte sich Suko ausgesucht.

Er kletterte und rutschte weiter, erreichte den Ast, schätzte noch einmal die Entfernung ab und sprang.

Es konnte auch schiefgehen, doch Suko hatte Glück.

Wie ein Geschoß flog er durch das offene Fenster hinein in das Zimmer, wo der Vampir dabei war, sich zu verwandeln.

Das Mädchen lag auf dem Bett. Aus der unteren Etage hörte Suko laute Rufe. Manus Eltern mußten wachgeworden sein, was den Blutsauger nicht weiter störte, denn aus seinen Schwingen waren Arme geworden, die er Manu entgegenstreckte, um sie an sich zu reißen.

»He!« sagte Suko.

Er hatte nur halblaut gesprochen, war trotzdem gehört worden, und der Vampir kreiselte herum.

Ins Gesicht konnte er Suko nicht mehr schauen. Das blasse Mündungslicht blendete ihn wahrscheinlich. Er hörte den Knall des Abschusses, dann traf ihn die Kugel.

Ein Hammerschlag trieb ihn zurück. Aus seinem Mund stürzte plötzlich Staub, der vor den Lippen eine Wolke bildete, die zusammensank, als auch der Blutsauger zu Boden kippte.

Suko kümmerte sich um das Mädchen. Manuela zitterte vor Angst und hörte auch nicht auf, als Suko sie streichelte. Die Gefahr war vorbei. Ein Vampir weniger.

Suko lief zum Fenster. »Marek?« rief er fragend.

Der Inspektor bekam keine Antwort…

***

Frantisek Marek hatte natürlich gesehen, wie elegant und schnell sein

Partner in den Baum stieg. Das hätte er mit seinen alten Knochen nicht mehr geschafft.

Wo sich ein Vampir aufhielt, konnten sich auch ein zweiter und ein dritter herumtreiben.

Marek war auf der Hut. Er hatte seinen Eichenpflock gezogen, hielt ihn in der rechten Hand und schaute sich um.

Nicht sorgfältig genug.

Vielleicht hätte er ihn bei normalem Wetter auch gerochen, so aber wurde er überrascht.

Der Schlag erwischte ihn an der rechten Wange. Marek konnte sich nicht mehr halten, er wurde in die Gegenrichtung geschleudert, fiel nicht zu Boden, ein anderer Arm fing ihn federnd auf und legte sich gleichzeitig wie eine Schlange um seine Kehle.

Der Treffer hatte Marek total verwirrt. In seinem Schädel zuckten die Stiche auf und nieder, verteilten sich, er vernahm dicht neben dem linken Ohr ein wildes Keuchen, das sich schon triumphartig anhörte, denn der Blutsauger war nicht mehr bereit, den Pfähler aus den Klauen zu lassen.

Marek wehrte sich. Noch hielt er seinen Pflock fest. Er riß den rechten Arm hoch, um ihn über die Schulter und wenn möglich in das Gesicht des Blutsaugers zu stoßen.

Da war noch der zweite.

Er tauchte wie ein finsterer Todesbote aus dem dichten Nebel auf.

In der Hocke hatte er gelauert, und mit einem blitzschnellen Griff umklammerte er das rechte Handgelenk des Pfählers. Ebenso rasch drehte er es herum. Marek konnte nicht anders. Er mußte den Pflock fallen lassen, wenn er sich nicht den Arm brechen wollte.

Seine Waffe fiel zu Boden, wurde weggetreten, und jetzt hatten die Blutsauger freie Bahn.

Zu zweit zerrten sie Marek weg, genau in die Lücke zwischen zwei Bäumen, zu einem Platz, der ebenfalls von Nebelschwaden umwallt und bedeckt wurde.

Es gibt Situationen, die sind für einen Menschen deprimierend.

Für Marek besonders, denn in diesen langen, fast endlosen Augenblicken brach für ihn eine Welt zusammen. Er, der die Blutsauger bis in die letzte Haarspitze haßte, war ausgerechnet von diesen Geschöpfen gefangengenommen worden.

Man hatte ihn seiner Waffe beraubt. Der harte Arm des Vampirs preßte sich um seinen Hals, nahm Marek die Luft und auch die Stimme weg. Der zweite Blutsauger hielt den Arm des Pfählers fest, so daß Frantisek auch nicht mehr schlagen konnte.

Sie drückten ihn zu Boden. Für einen Augenblick lockerte sich auch der Schlingengriff um seine Kehle. Zu einem Schrei kam er trotzdem nicht. Nur ein erstickt klingendes Gurgeln drang über seine Lippen,

das erstickte, als ein kalter Handballen auf seine Lippen gepreßt wurde.

Von Mareks Gesicht war nur mehr die obere Hälfte zu sehen mit den weit geöffneten Augen, in deren Pupillen die Angst vor dem grausamen Schicksal lag.

Der zweite Vampir stand noch. Er beugte seinen Oberkörper jetzt nach unten, das Gesicht geriet dabei immer näher in Mareks Blickfeld, und der Pfähler sah die blanken Zahndolche aus dem Oberkiefer ragen, die ihre Wunden in den Hals schlagen sollten.

Der Vampir kniete neben Frantisek. Noch immer preßte er den Handballen auf die Lippen des Pfählers. Die freie Hand suchte das graue, lange Haar des Rumänen, klammerte sich darin fest und drehte den Kopf so nach links, daß sich die Haut an der rechten Seite spannte wie straff gezogenes Papier.

Aus dem ebenfalls offenstehenden Maul tropfte eine blasse Flüssigkeit auf Mareks Brust.

Der noch stehende Vampir sollte zuerst beißen. Er kam noch tiefer, kniete sich dann und fixierte dabei die straffe Haut an der rechten Seite des Halses.

Jetzt würde er beißen!

Im gleichen Augenblick zuckte er kurz hoch, erstarrte, riß weit das Maul auf und stieß seine gespreizten Finger in die plötzlich weich gewordene Haut seines Gesichts.

Dabei drehte er sich noch so, daß Marek sein Körperprofil sehen konnte.

Aus dem Rücken ragte eine Waffe.

Der Pflock des Pfählers!

***

Ich hatte ihn hineingestoßen!

Es war mehr als ein Zufall gewesen, daß ich diese Stelle gefunden hatte. Ein gütiges Schicksal, geführt von der Hand des Allmächtigen, mußte mich gelenkt haben.

Zudem waren die Geräusche auch durch den Nebel gedrungen. In Petrila selbst kannte ich mich zwar aus, leider nur im Hellen. In der Dunkelheit war ich einfach losgelaufen, bis zu diesem makabren Punkt.

Der Vampir kippte zurück. Er beeinträchtigte nicht mehr das Blickfeld des Pfählers, der mich jetzt sah und dessen Augen einen staunenden Ausdruck bekamen.

Auch Unglaube spiegelte sich in seinen Pupillen wider. Er konnte es einfach nicht fassen.

Ich hatte die Beretta gezogen.

Der dritte Vampir drehte den Kopf. Er nahm auch seine Hand von

Mareks Mund, der scharf nach Luft schnappte und keuchend sagte:
»Laß mich es machen, John! Laß ihn mir!«
»Oder mir!«
Ich schrak zusammen, als die bekannte Stimme hinter mir aus dem Nebel tönte.
Suko hatte gesprochen. Er stellte sich neben mich und meinte: »Es ist keine Täuschung, John. Ich bin es tatsächlich.«
»Das sehe ich.«
Wir redeten nicht mehr weiter, weil uns die Reaktion des Blutsaugers interessierte. Obwohl es sich bei ihm um einen Untoten handelte, bekam er in gewissen Situationen fast menschliche Züge.
So auch hier, denn die Angst, die er spürte, sahen wir seinen Bewegungen an, mit denen er sich zurückzog.
Er wollte fliehen, das war klar, aber Marek konnte es nicht zulassen, ebensowenig wie wir.
Der Pfähler kroch auf allen vieren zur Seite, bevor er sich auf die Beine stemmte.
»John, die Waffe!«
Ich zog den Silberdolch und warf ihn rüber. Marek fing ihn auf und kreiselte damit herum.
Er und der Blutsauger starrten sich an. Das Gesicht des Vampirs glich einem starren Nebelfleck. Mareks Züge zeigten einen verbissenen Ausdruck. Ich las den Willen darin, es endlich zu tun, aber auch den Zorn auf diesen Seelenlosen.
Er ging vor. Schritt für Schritt. In dem gleichen Tempo wich der Vampir zurück, bis er mit dem Rücken gegen einen Baumstamm stieß, der ihn aufhielt.
Er wollte um den Stamm herum, doch Marek war schneller. Und wie schnell er sein konnte.
Er flog dem Vampir förmlich entgegen. Sein Körper war gestreckt, den Arm hatte er nach vorn gestemmt, dann wurden aus zwei Gestalten plötzlich eine. Es gab keinen Kampf, aber eine Gestalt löste sich von der zweiten. Sie rutschte an ihr entlang zu Boden, versuchte noch, sich an den Hüften des Pfählers festzuhalten, aber die Kraft hatte ihn längst verlassen. Er sank als Staub und Knochen zusammen.
Frantisek Marek drehte sich um. Mit steifen Schritten kam er auf uns zu. »Danke, John, danke auch dir, Suko.«
Dann gab er mir den Dolch zurück, ging zur Seite und hob seinen Eichenpflock auf.
»Der paßt besser zu mir«, erklärte er…

***

Außer einem fürchterlichen Schreck hatte Manuela Micek nichts weiter abbekommen. Wir fanden sie völlig verstört zusammen mit

ihren Eltern auf dem Zimmer, und erst Marek war in der Lage, alles zu erklären. Die Miceks starrten ihn an, hörten ihm zu. Glauben konnten sie ihm kaum, das sahen auch Suko und ich.

Eine halbe Stunde später waren wir wieder zu dritt. »Es gibt keine Vampire mehr«, sagte Marek, als wir zu ihm gingen. »Sie sind alle erledigt worden. Der Fluch des Blutbergs konnte gebrochen werden.« Von mir hatte er die einzelnen Zusammenhänge erfahren.

»Und der Zug?« fragte Suko.

»Den können wir ins Museum stellen. Vielleicht sollte jemand ein Vampir-Museum eröffnen. Das wäre mal etwas Neues.«

»Stimmt«, bestätigte ich. »Ein Voodoo-Museum gibt es bereits. Ich habe es in New Orleans kennengelernt.«

»Könnt ihr denn noch schlafen?« fragte Marek, als wir das Haus betraten.

»Nein.«

»Dann werden wir eben jetzt zusammen einen kleinen Schluck nehmen.«

Ich war sofort mißtrauisch. »Meinst du denn damit deinen Selbstgebrauten?«

»So ist es.«

»Gut, aber nur einen.«

Ich bekam auch einen. Nur war das Wasserglas bis eine Fingerbreite unter den Rand vollgeschenkt.

Suko zog ein Gesicht, als sollte er Essig trinken. Vielleicht war dieses Gesöff sogar noch schlimmer für ihn.

Marek hob sein Glas an. Er lächelte und sagte: »Meine Finger zittern nicht. Ein gutes Zeichen in meinem Alter.« Er atmete durch die Nase ein. »Freunde, auf daß wir noch öfter zusammenarbeiten werden und die Vampirpest auf der Welt ausrotten können. Sie darf nicht leben, sie darf auch nicht überleben!«

Darauf stießen wir an.

Daß Suko und ich nach dem Selbstgebrannten allerdings überlebten, kam mir schon wie ein kleines Wunder vor. Ich hatte das Zeug ja besser verdaut.

Suko aber kämpfte Stunden später noch gegen das Sodbrennen an und schwor sich, den Selbstgebrannten nie mehr anzurühren…

ENDE